



SPRACH REPORT

D 14288

Informationen und Meinungen
zur deutschen Sprache
**Herausgegeben vom
Institut für Deutsche Sprache
Mannheim
Heft 2/2015, 31. Jahrgang**

1

Damaris Nübling
Tiernamen als Spiegel der
Mensch-Tier-Beziehung –
Ein erster Einblick
in die Zoonomastik

8

Peter Schlobinski/Lisa-Marlen
Albers/Maike Cohuk/
Patricia Kaltofen
Von *Blutfrost* bis *StaatsPunk-
rott*. Bandnamen deutscher
Musikgruppen

18

Nadine Zahn
Der Fokus auf Praktiken –
Bericht von der 51. Jahrestagung
„Sprachliche und kommunikative
Praktiken“ des Instituts für
Deutsche Sprache
vom 10.-12. März 2015

24

Ulrich Reitemeier/Heidrun
Schulze/Kathrin Witek
„Wir wissen nicht, wie wir mit
diesen Kindern reden sollen“ –
Forschung für eine kinderrechts-
basierte Gesprächspraxis

33

Bruno Strecker
Stadt – Land – Fluss
Zum grammatischen Geschlecht
von Städte-, Länder-
und Flussnamen
(aus „Grammatik in Fragen
und Antworten“)

IMPRESSUM

Herausgeber:

Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
68016 Mannheim

<http://www.ids-mannheim.de>

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft



Diskutieren sie den
SPRACHREPORT auf unserer
facebook-Seite:

www.facebook.com/ids.mannheim

Redaktion:

Annette Trabold (Leitung),
Heidrun Kämper, Ralf Knöbl,
Horst Schwinn, Eva Teubert
Redaktionsassistenten:
Katharina Dück,
Theresa Schnedermann,

Satz & Layout:

Claus Hoffmann
Sonja Tröster

Bezugsadresse:

Institut für Deutsche Sprache
Postfach 10 16 21
D-68016 Mannheim
Tel. +49 621 1581-0

E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Herstellung:

Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei
gebleichtem Papier

ISSN 0178-644X

Auflage: 2 200

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Jahresabonnement: 10,- €

Einzelheft: 3,- €

TIERNAMEN ALS SPIEGEL DER MENSCH-TIER-BEZIEHUNG

EIN ERSTER EINBLICK IN DIE ZONOMASTIK

Welche Tiere bekommen Namen?

Anhand von drei Alltagsbeobachtungen soll exemplarisch gezeigt werden, welche Tiere in welchen Kontexten benannt werden, welche eher Nummern (oder gar keinen Namen) bekommen und was diese vordergründig nebensächlichen Praktiken alles bewirken können:

a) In einer Todesanzeige für ein 12-jähriges Kind trauern „Anna, Mama, Papa samt Familienkatze/-hund Röschen und Pluto“ (F.A.Z. vom 19.4.2014).

b) In der F.A.Z. vom 24.1.2012 wird der Betrieb „Meine kleine Farm – Wir geben Fleisch ein Gesicht“ wie folgt zitiert:

Das erste Schwein ist schon ausverkauft und tot, es füllte 250 Wurstgläser, 50 Schlackwürste und 30 Ringe Knoblauchmett. Schwein zwei ist ausverkauft und wird Anfang Februar geschlachtet. Für Schwein drei kann man vorbestellen. Wir geben den Schweinen keine Namen, nur Nummern, denn es sind Nutztiere.

c) Im Frühjahr 2014 wird der Kopenhagener Girafenbulle *Marius* aus rationalen Erwägungen heraus getötet und an Löwen des gleichen Zoos verfüttert. Dies mündete in eine erhitzte Kontroverse, woraufhin der Vorschlag vorgebracht wurde, Zootiere künftig nicht mehr zu benennen. Die F.A.Z. (vom 10.2.2014) schrieb über Peter Dollinger (Geschäftsführer des Verbands Deutscher Zoodirektoren):

Er selbst kämpft darum, dass die Zoos Tiertötungen deutlicher kommunizieren und die längst üblichen Personalisierungen wieder zurückfahren. Einzelne Direktoren denken bereits um. „In Bern haben die Huftiere keine Namen, und es ist für jeden klar, dass sie geschlachtet und verfüttert werden“, erklärt Dollinger. Der Berner Zoodirektor denkt inzwischen daran, auch den Bären in Zukunft keine Namen, sondern nur Nummern zu geben.

Solche Beispiele könnte man zu Dutzenden fortsetzen. Sie spiegeln unser Verhältnis zu Tieren wider, im Zentrum steht ihre Benennung. Dabei wird deutlich: Haustiere bekommen Individualnamen, höhere Zootiere (Bären, Giraffen, Affen) ebenfalls, während Nutztiere eher Nummern erhalten. Nummern sind zwar strenggenommen auch Namen (wenngleich keine Individualnamen), da sie Einzeltiere eindeutig identifizieren, doch leisten Nummern keine Individualisierung, d. h., sie betonen nicht die Einzigartigkeit eines Tieres.

Die Autorin ist Professorin für Historische Sprachwissenschaft des Deutschen an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und Konrad-Duden-Preisträgerin 2014.

HAUSTIERE BEKOMMEN INDIVIDUALNAMEN, NUTZTIERE NUMMERN

Am wenigsten werden Tiere wahrgenommen, die nicht einmal Nummern bekommen (z. B. Wildtiere oder Herden- bzw. Schwarmtiere wie Hühner, Fische, Bienen, deren Einzeltiere kaum für den Menschen zu unterscheiden sind – s. Abb. 1). Abb. 1 fasst die wichtigsten Namenarten und Faktoren, die zu ihrer Vergabe führen, zusammen: Je menschenähnlicher ein Tier, je näher und je länger es beim Menschen lebt, je eher es sich in käfigloser Einzelhaltung befindet oder – dies be-

Hühner, Fische, Bienen	Rinder, Schweine, Versuchsmäuse	Zuchtvieh, Zuchthunde	Hunde, Pferde, Kaninchen	Hunde, Katzen
kein Name	Nummer/Code	Zuchtname	Rufname	Kosename
	Identifizierung		Individualisierung	
Faktoren der Namenvergabe:				
<ul style="list-style-type: none"> • menschenunähnlich • in Käfigen, ortsfest • in größeren Gruppen • äußerlich minimal distinkt • geringe Kontaktfrequenz • geringe emotionale Bindung • keine Kommunikation • geringer Nutzwert des Tiers • kurze Lebens-/Verweildauer des Tiers • Tod intendiert 			<ul style="list-style-type: none"> • menschenähnlich • teilt menschl. Radius/Haushalt • in Kleingruppen/einzeln • äußerlich sehr distinkt • hohe Kontaktfrequenz • hohe emotionale Bindung • Kommunikation möglich • hoher Nutzwert des Tiers • lange Lebens-/Verweildauer des Tiers • Tod nicht intendiert 	

Abb. 1: Faktoren der Tierbenennung und damit korrelierende Namenarten



trifft Zucht- und Nutztiere – je höher sein Nutzwert ist, desto eher wird es über oft exklusive Namen individualisiert. Dabei kann es sogar zu zusätzlichen Kosennamen wie *Spatz* oder *Stinkili* kommen z. B. bei Katzen (s. Kraß 2014, Ganslmayer/Kürschner 2015). Das Haus- oder Heimtier wird auch namentlich wie ein Familienmitglied behandelt, etwa indem es – z. B. bei der Tierärztin oder in der Hundepension – den Familiennamen seiner Halterfamilie führt.

Die deutsche Tiernamenforschung ist überschaubar: Dobnig-Jülch (1996) und Nübling et al. (2012) befassen sich mit der Frage, welche Faktoren die Benennung von Tieren begünstigen. Schwerdt (2007) hat Pferdenamen untersucht, Ewald/Klager (2007) Zootiernamen, Schaab (2012) Hunderufnamen und Kraß (2014) Katzenrufnamen. 2015 erschienen zwei Bände mit insgesamt 20 Beiträgen zu Haus- und Nutztiernamen (Dammell/Nübling/Schmuck 2015a, b).

Welche Namen bekommen Tiere? Haustiere

Die Benennung von Haustieren hat sich quantitativ und qualitativ grundlegend geändert. Dabei wissen wir wenig über die historische Tierbenennung. Einen Einblick in die badische Kleinstadt Möhringen um 1900 bietet uns Karl Bertsche (1906). Er schreibt, dass die Hälfte der 185 Einwohner Katzen besitze, und zwar insgesamt 143. Doch nur sechs (!) davon „haben wirkliche Namen, wovon 2 die Farbe der Haare andeuten [...]“. Die übrigen 4 Katzen tragen Personennamen“ (S. 130). Weiter bemerkt er, dass diese wenigen Namen von Katze zu Katze weitergereicht wurden. Das heißt:

Katzen wurden damals kaum benannt, und wenn, dann wenig originell, indem sie die Namen gestorbener Katzen erben. Damit ist ihre namentliche Individualisierung gering. Ähnlich bei Hunden:

Nur 16 Personen von 185 besitzen je 1 Hund, und zwar sind es meist Leute, die einen treuen Wächter oder Gehilfen mehr oder weniger brauchen. Hofbesitzer, und weit entfernt von der Stadt wohnende Bahnwärter, Jagdbesitzer und deren Treiber, dann auch Metzger und einige Wirte. Dem reinen Luxus dienen nur wenige. [...] Im allgemeinen hat man also für die Hunde, und deshalb auch für eine besonders bezeichnende Namengebung derselben, nur geringes Interesse übrig. [Bertsche 1906, S. 131]

UM 1900 WURDEN KATZEN UND HUNDE KAUM BENANNT, UND WENN, DANN WENIG ORIGINELL

Diese wenigen Hundenamen enthalten folgende Motive:

- a) die Fellfarbe: 1x *Mohr*, 3x *Mohrle*, wovon jedoch zwei hell sind, d. h., der Name scheint nicht durch das Tier selbst motiviert, sondern weitergereicht worden zu sein;
- b) die Rasse: 2x *Schnauzer*, 2x *Spitzer(le)*, 3x *Waldmann* (Jagdhunderasse) und
- c) ortstypische Hundenamen: 3x *Scholi* (< frz. *joli*), 1x *Sultan* und 1x *Ladi* (< *Lady*).



Anspielungen auf das Äußere dominieren, mehrfache Nutzung ein und desselben Namens ist üblich. Das Geschlecht erschließt sich kaum, schon gar nicht bei den Namen nach der Fellfarbe und der Rasse. Offensichtlich war es nicht wichtig. Personennamen kommen nicht vor, nur die beiden Personenbezeichnungen *Sultan* und *Ladi*.

Dies hat sich 110 Jahre später gründlich geändert. Zum einen dürfte es im heutigen Deutschland kaum noch unbenannte Hunde oder Katzen geben (Zahlen gibt es allerdings keine). Vor allem hat eine deutliche Individualisierung stattgefunden (s. Schaab 2012, Kraß 2014, Holzschuh 2015). Während die 16 Hunde (Tokens) bei Bertsche (1906) sich nur sieben verschiedene Namen (Types) teilen, stößt Schaab (2012) auf eine viel höhere Individualisierung: 1.000 Hunde (Tokens) teilen sich 692 verschiedene Namen (Types); von diesen waren 538 nur einmal vergeben. Teilt man die 1.000 Tokens (Hunde) durch 692 Types (Namen), ergibt dies eine Individualisierungsrate von 1,4, d. h., im Durchschnitt teilen sich nur 1,4 Hunde den gleichen Namen (in Möhringen um 1900 waren es 2,3 Hunde, doch sind die absoluten Zahlen zu gering für Vergleiche).

**FRÜHER HIESSEN KATZEN UND HUNDE
MOHRLE, SCHNAUZER UND WALDMANN,
HEUTE HEISSEN SIE LILLY, BEN UND
ASTERIX**

Heute tragen fast 60% der Hunde einen Personen-, oft einen Kindernamen (*Lilly*, *Ben*, auch *Lagerfeld*, *Schröder*), 14% einen anderen Namen (*Namib*, *Calvados*, *Tequila*, *Snoopy*, *Asterix*). Gegenüber früheren Hundebennungen (vgl. Schaab 2012 auf Basis historischer Hundenamensammlungen) hat sich der Anteil an Per-

sonennamen mehr als verdreifacht. Ähnlich häufig sind Personen- bzw. aktuelle Kindernamen bei Katzen, etwas weniger bei Kaninchen. Kaninchennamen enthalten eher durchsichtige Bezeichnungen wie *Flocke*, *Krümel*, *Keks* oder *Happy*. Ihre Namen sind beschreibender, konkreter Natur, evtl. sind sie auch kindlicher als Katzen- und Hundennamen (häufig enden sie auf *-y/-ie*). Sie markieren auch seltener das Geschlecht des Tiers; von den mehrfach vergebenen Kaninchennamen bezieht sich ein Viertel auf beide Geschlechter. Dies könnte zum einen damit zusammenhängen, dass man bei Kaninchen Männchen und Weibchen schlechter unterscheiden kann als bei Hunden und Katzen, zum anderen, dass Kaninchen eher kindliche Streichtiere sind, deren Geschlecht irrelevant ist. Katzen und insbesondere Hunde nehmen dagegen nicht selten eine Partner-, zumindest eine Familienposition ein. Daher wird bei Hundennamen das Geschlecht sehr deutlich und konsequent am Namen ausgedrückt, etwa indem Hündinnen Namen auf *-a* und Rüden solche auf Konsonant oder *-o* zu tragen pflegen; bei sprechenden Namen werden Stereotype bemüht: Hündinnen heißen *Sunny*, *Beauty*, *Lady*, Rüden *Blacky*, *Lord*, *Kapitän*. Generell ist der fremdsprachliche, meist englische Anteil an den Hunde- und Katzennamen hoch. Längst haben typische Hundennamen wie *Bello*, *Rex*, *Hasso* und *Lumpi* ausgedient: Der Hund wird nicht mehr als Hund, sondern zunehmend wie ein Mensch benannt und wohl auch so wahrgenommen. Schliefe er früher, getrennt vom menschlichen Haushalt, noch in seiner Hundehütte, so schläft er heute beim Menschen, nicht selten sogar im Bett. Dies spiegeln die Namen, die ihm der Mensch gibt, sehr deutlich (zu solchen Tiernamenvergleichen vgl. Dammel et al. 2015c).

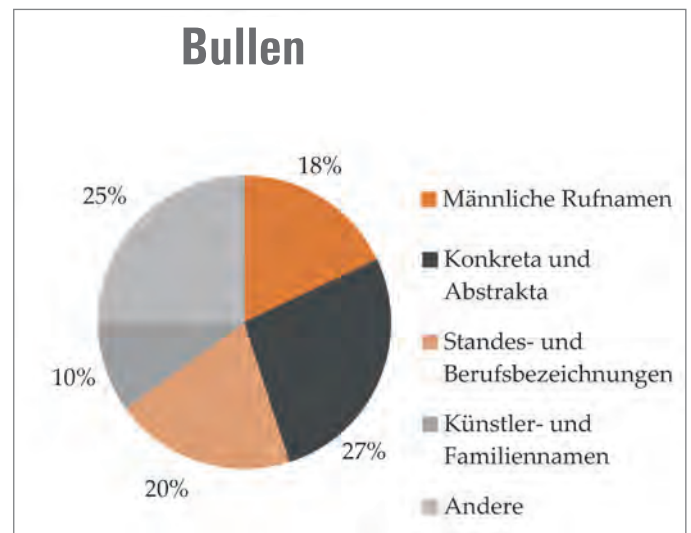
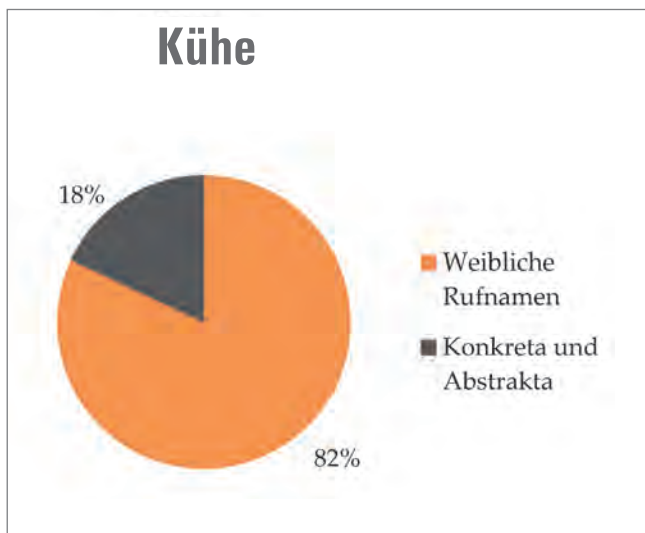


Abb. 2: Je 3.100 Namen weiblicher und männlicher Rinder nach Bausinger (1971)

Ganz anders beschaffen sind die sog. Zuchtnamen von Zuchthunden (Leppla 2015), die mit *Aristo vom Sonnenhof* oder *Birona von der Herzogsquelle* adlig anmuten (der erste Teil ist der Zucht-, der zweite ab *von* der sog. Zwingernamen). Den Zuchtnamen (als ersten Teil) vergibt der Züchter, für den der Hund ein zu bewerbendes Produkt ist, mit dem er Geld verdient und der nur möglichst kurz bei ihm verbleibt. Zuchtnamen fungieren deshalb eher als Warennamen, die zum Kauf anregen sollen, während Hunderufnamen den Hund als Familienmitglied benennen. Daher ersetzen ca. zwei Drittel der HundebesitzerInnen diesen Zucht- durch einen neuen Rufnamen (oft kommen noch Kosenamen hinzu). Während Zuchtnamen häufig Phantasienamen sind (*Aristo*, *Berida*, *Birona*), dominieren bei den Hunderufnamen Personennamen.

DER HUND WIRD NICHT MEHR ALS HUND, SONDERN WIE EIN MENSCH BENANNT

Nutztiere

Die affektive Bindung des Menschen zu Nutztieren, die er letztendlich ausbeutet, ist weitaus geringer. Dennoch werden sie nicht selten benannt. Dies richtet sich nach ihrem Nutzwert, der Größe des Betriebs und der Verweildauer auf dem Hof (s. Abb. 1). Deshalb werden Kühe eher benannt als Bullen: Kühe werden 8-12 Jahre lang gemolken und verweilen entsprechend lang auf dem Hof. Gerade in kleineren Betrieben besteht eine hohe Kontaktfrequenz zwischen Mensch und Tier. Bullen dagegen werden früh verkauft bzw. geschlachtet und bleiben, um keine Bindung aufzubauen, unbe-

nannt. Eine Identifizierung über einen Nummerncode erfährt dagegen jedes Nutztier in Gestalt der obligatorischen Ohrmarke. Diesen Konflikt zwischen Identifizierung und Individualisierung reflektiert der im einleitenden Zitat b) befindliche Satz „Wir geben den Schweinen keine Namen, nur Nummern, denn es sind Nutztiere“: Einerseits werben Biohöfe damit, nicht das Fleisch anonymer Schweine aus Massenzucht zu vertreiben, andererseits befürchten sie, dass KundInnen Vorbehalte haben, die Wurst von Schweinen mit individuellen Namen zu kaufen. Als Kompromiss werden die Tiere mit *Schwein eins*, *Schwein zwei* etc. nummerierend benannt (und abgebildet).



Da bei vielen Nutztieren das Geschlecht die Ressource maßgeblich beeinflusst (Kühe geben Milch, Bullen Fleisch), dürfte sich das Geschlecht deutlich auf den Namen niederschlagen. Eine der wenigen Studien hierzu stammt von Bausinger (1971), der den Katalog einer Zuchtviehversteigerung von 1959 ausgewertet und ihm jeweils 3.100 Namen weiblicher und männlicher Rinder entnommen hat. Die Unterschiede könnten kaum größer sein: Kühe werden zu 82% mit Frauerufnamen, Bullen dagegen nur zu 18% mit Männerrufnamen benannt (s. Abb. 2, orange Anteile). Die restlichen Kuhnamen entstammen Substantiven wie *Blume, Biene, Lerche, Koralle, Laune* und bedienen weibliche Stereotype. Bei den Bullen ist das Namenspektrum viel bunter: 27% enthalten konkrete Objekte (*Pfahl, Pflug, Bison*) oder Abstrakta (*Pomp, Rekord, Profit*) und 20% hochstehende Standesbezeichnungen (*Prälat, Kaiser, Monarch, Minister*). 10% übernehmen bereits vorhandene Familien- und Künstlernamen (*Bismarck, Rembrandt, Picasso*). 25% sind opak, d. h. Fantasienamen.

KÜHE HABEN EHER EINEN NAMEN ALS BULLEN, WEIL DIE KONTAKTFREQUENZ ZWISCHEN KUH UND MENSCH HÖHER IST

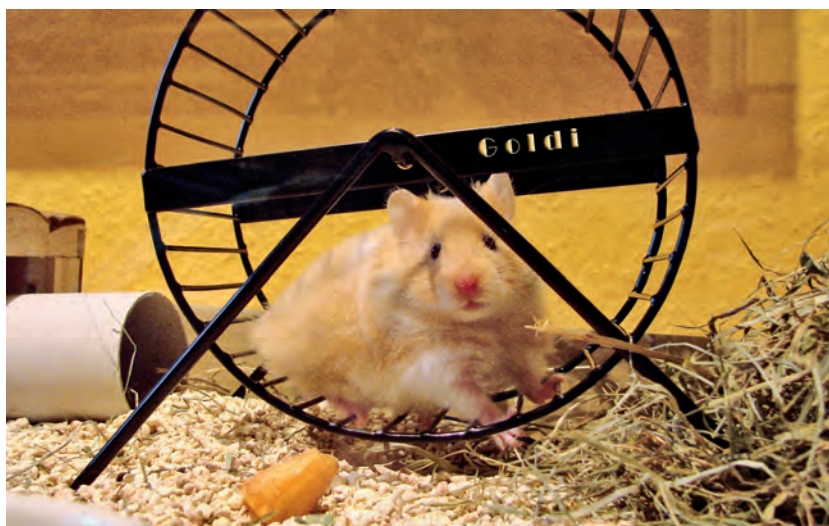
Interessanterweise werden Kühe, zumindest onymisch, dichter an den Menschen gerückt als Bullen. Bausinger (1971) erklärt dies damit, dass die Kühe schon früh als Kälber aus „natürlicher Tradition“ heraus auf dem Hof benannt und unter diesem Namen auch versteigert werden. Bullen, die als Kälber oft nur *Stierle* o.ä. genannt werden, bekommen ihren Namen erst kurz vor der Versteigerung, und zwar von den Tierzuchtämtern. Auch spielt ein bestimmter Anfangs-

buchstabe bei den Bullen eine wichtige Rolle. Bei manchen Buchstaben führt dies zu Engpässen, man greift dann zu Wörterbüchern, was einige der ausgefallenen Namen erklärt. Bertsche (1906) schreibt über die Kuhbenennung um 1900, dass sie vor allem nach der Fellfarbe, nach weiteren körperlichen Auffälligkeiten und dem relativen Alter (*die Alt*) erfolge, d. h., weibliche Rufnamen waren noch nicht geläufig. Man vermutet, dass durch die gezielte Rinderzucht die Einzeltiere einander so ähnlich wurden, dass man sie kaum mehr nach körperlichen Unterschieden benennen kann, zumal die früher häufig benannte Hornform bzw. -größe im Zeitalter hörnerloser Kühe als Benennungsmotiv komplett entfällt. Dies hat dazu geführt, auf Personennamen zuzugreifen (mehr dazu bei Leibring 2002, 2015, Kirchinger 2015, Reichmayr 2015).

Weitere Entwicklungen und Forschungsthemen

Im ersten einleitenden Beispiel werden in einer Todesanzeige zwei Tiere, eine Katze namens *Röschen* und ein Hund namens *Pluto*, explizit als Trauernde erwähnt: Damit wird eine Entwicklung eingeläutet, die in Skandinavien längst Einzug gehalten hat (vgl. Anward/Linke 2015), in Deutschland aber noch mit Vorbehalten behaftet ist, zumindest in angesehenen Printmedien: die öffentliche Ansippung des Tiers an die Familie. Als 2012 der Sohn des Aldi-Gründers, Berthold Albrecht, starb, unterschrieb seine Familie die Traueranzeige mit „Babette Albrecht mit Kindern und Familienhund sowie die gesamte Familie Albrecht“ (F.A.Z. vom 07.12.2012). Hier wurde der Hund zwar erwähnt (so-





gar vor der weiteren Familie Albrecht), doch (noch) ohne Namen. Für Deutschland eröffnet sich hier ein auch soziologisch hochinteressantes Forschungsfeld. Ebenso ist der gesamte Bereich der Tierfriedhöfe ein für die Namenforschung noch zu erschließendes Gebiet.

IN DEUTSCHLAND NOCH MIT VORBEHALTEN: DIE ÖFFENTLICHE ANSIPPUNG DES TIERS AN DIE FAMILIE

Kaum etwas wissen wir über die Benennung von Vögeln, Meerschweinchen, Hamstern und anderen Kleinsäugetern, Reptilien und Amphibien. Schließlich sind auch Wildtiere nicht von der Namenvergabe ausgenommen: Sobald ein Individuum – sei es ein Raubtier, ein verliebter Schwan, eine ausgesetzte Wasserschildkröte oder ein gestrandeter Wal – in die öffentliche Wahrnehmung gerät, werden diese Tiere sofort benannt. Der Name enthält meist ein Geschlecht, obgleich dieses faktisch nicht immer bekannt sein kann. Hier ist die Tendenz festzustellen, sog. genuine Gattungsbezeichnungen zu kreieren, d. h. die allgemeine Tierbezeichnung dem Namen voranzustellen und das (vermeintliche) Geschlecht aus dem Genus dieses Substantivs abzuleiten: *Problembär Bruno*, *Kaiman Sammy*, *Killerwels Kuno*, *Schildkröte Lotta*. Bevor man erfuhr,

dass der in ein Tretboot verliebte schwarze Schwan in Wirklichkeit ein Weibchen war (was ihn zur *Trauerschwänin Petra* werden ließ), hieß er noch *Schwarzer Peter*. Auch zur Benennung von Wildtieren fehlt noch jegliche Forschung.

WENN EIN (WILD-)TIER IN DIE ÖFFENTLICHKEIT GERÄT, ERHÄLT ES EINEN NAMEN: *PROBLEMBÄR BRUNO*, *SCHILDKRÖTE LOTTA* ODER DER SCHWAN *SCHWARZER PETER*

Vermutlich weil die meisten Beiträge zu Tiernamen bislang eher anekdotischer Natur waren oder aus bloßen Namenssammlungen bestanden, hat sich die onomastische Forschung nicht um diesen vermeintlich unseriösen Namentyp gekümmert. Mit Sicherheit wird der in anderen Disziplinen bereits zu beobachtende „animal turn“ auch die Onomastik erfassen. Erste korpusbasierte Forschungen liegen nun vor, weitere sind in Arbeit oder geplant.

Literaturverzeichnis

- Anward, Jan / Linke, Angelika (2015): Familienmitglied *Sally*. Zur Verwendung von Tiernamen im Kontext von Home-stories in der schwedischen Wochen- und Tagespresse. In: Dammel et al. (2015a), S. 77-96.
- Bausinger, Hermann (1971): Tierzucht und Namengebung. Zu den Eigennamen des Zuchtviehs. In: Bindschedler, Maria et al. (Hg.) (1971): Festschrift für Paul Zinsli. Bern: Francke, S. 170-184.
- Bertsche, Karl (1906): Die Namen der Haustiere in Möhringen. In: Alemannia, N.F. 7, S. 130-137.
- Dammel, Antje / Nübling, Damaris / Schmuck, Mirjam (Hg.) (2015a): Tiernamen – Zoonyme. Band I: Haustiere. Heidelberg: Winter.
- Dammel, Antje / Nübling, Damaris / Schmuck, Mirjam (Hg.) (2015b): Tiernamen – Zoonyme. Band II: Nutztiere. Heidelberg: Winter.
- Dammel, Antje / Nübling, Damaris / Schmuck, Mirjam (2015c): Tiernamen – Zoonyme. Forschungserträge und Forschungsperspektiven zu einer wissenschaftlich vernachlässigten Namenklasse. In: Dammel et al. (2015a), S. 1-36.
- Dobnig-Jülch, Edeltraud (1996): Namen von Haustieren und Zuchttieren. In: Eichler, Ernst et al. (1996): Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, Band 2. Berlin / New York: de Gruyter, S. 1583-1589.
- Ewald, Petra / Klager, Christian (2007): Namen von Zootieren. Zum Wesen und Gebrauch einer vernachlässigten Namenklasse. In: BNF 42, S. 325-345.
- Holzschuh, Melissa (2015): *Lilly, Paul* und *Krümel* – Benennungsmotivik und Struktur von Kaninchennamen In: Dammel et al. (2015a), S. 97-116.
- Kirchinger, Johann (2015): Der nicht kontrollierbare Raum. Die Deutung der bäuerlichen Arbeitswelt in der Moderne – im Spiegel der Eigennamen für Nutztiere. In: Dammel et al. (2015b), S. 335-363.
- Kraß, Peter (2014): Von *Felix, Lilly* und *Karl-Doris*. Zur Benennungsmotivik und zur Struktur von Katzennamen. In: Beiträge zur Namenforschung 49/1, S. 1-26.
- Leibring, Katharina (2002): Cattle names in the Nordic countries. In: Onoma 37, S. 81-94.
- Leibring, Katharina (2015): Zoonyms in the onomasticon – names of cattle, dogs and cats from a Scandinavian perspective. In: Dammel et al. (2015a), S. 37-75.
- Leppla, Carolin (2015): *Aristo vom Sonnenhof* und *Birona von der Herzogsquelle*. Zur Motivik, Struktur und Pragmatik von Hundezuchtnamen. In: Dammel (2015 a), S. 117-141.
- Nübling, Damaris (2015): Zwischen Nummer und Name: Zur Benennung von Versuchstieren. In: Dammel et al. (2015b), S. 495-515.
- Nübling, Damaris / Fahlbusch, Fabian / Heuser, Rita (2012): Namen. Eine Einführung in die Onomastik. Tübingen: Narr.
- Reichmayr, Michael (2015): Was sagen uns Kuhnamen? In: Dammel et al. (2015b), S. 365-383.
- Schaab, Eva (2012): Von *Bello* zu *Paul*: Zum Wandel und zur Struktur von Hunderufnamen. In: BNF 47, S. 131-161.
- Schwerdt, Judith (2007): Hipponymie. Zu Benennungsmotiven bei Pferdenamen in Geschichte und Gegenwart. In: BNF 42, S. 1-43.

Bildnachweis

- Seite 2 oben: Thomas_pixelio.de
Seite 3 oben: Radka Schöne_pixelio.de
Seite 4 unten: M. Großmann_pixelio.de
Seite 5 unten: Helmut J. Salzer_pixelio.de
Seite 6 oben: Th. Reinhardt_pixelio.de

VON BLUTFROST BIS STAATSPUNKROTT. BANDNAMEN DEUTSCHER MUSIKGRUPPEN

Peter Schlobinski ist Professor für germanistische Linguistik am Deutschen Seminar an der Leibniz Universität Hannover und Konrad-Duden-Preisträger 2011.

Lisa-Marlen Albers, Maike Cohuk und Patricia Kaltofen sind Studierende am Deutschen Seminar der Leibniz Universität Hannover.

Die „Hauptfunktion von Namen ist ihr sprachlicher Bezug auf nur EIN Objekt, auf EIN bestimmtes Mitglied einer Klasse“ (Nübling/Fahlbusch/Heuser 2012, S. 17), und dies trifft auch auf Bandnamen zu. So kann aus der Menge aller Rockgruppen $R = \{Analgewitter, gallmucke, Rack, ZeitFern, martha dieletztewandertaube, \dots\}$ auf eine einzelne Rockgruppe referiert werden, z. B. *Analgewitter*. Bandnamen haben aber neben der monoreferentiellen Funktion eine weitere: Der jeweilige, selbst gewählte Name gibt Auskunft über die Gruppe, er charakterisiert in einer spezifischen Weise die Gruppe, er hat eine Bedeutungskomponente. Die Bandnamengebung ist also ein sozial definierter Akt, insofern die jeweilige Band ihre soziokulturelle Verankerung nach außen und als Teil spezifischer jugendlicher Teil- oder Subkulturen profiliert. Nur selten finden sich im Rock & Pop Anthroponyme, ganz anders ist dies in den Bereichen Schlager (*David Hasselhoff & Gwen*) und Volksmusik (*Sigrid & Marina*).

Der Name der bekannten Hip-Hop-Band *Die Fantastischen Vier* charakterisiert die Band im Hinblick auf die Anzahl der Mitglieder (Michael Bernd Schmidt alias *Smudo*, Thomas Dürr alias *Hausmeister Thomas D*, Michael Beck alias *Michi Beck* bzw. *Dee Jot Hausmarke* und Andreas Rieke alias *And.Ypsilon*) und der Eigenschaft ‚fantastisch‘, die auf die Gruppe(nmitglieder) bzw. auf die von ihnen gespielte Musik bezogen werden kann. Dem Allonym *Fanta 4* liegt eine Kurzwortbildung zugrunde, analog zu der Getränkemarke *Fanta*¹ (*Fanta Zero*), zudem kann ein Bezug zu den *Fab Four* (*Fabulous Four*) – wie die Beatles in der Hochphase ihrer Berühmtheit genannt wurden – angenommen werden.

BANDNAMENGEbung IST EIN SOZIAL DEFINIERTER AKT

Bandnamen haben in der Namenforschung bisher keine Beachtung gefunden, obwohl sie sowohl von der kultursemantischen als auch der formal-strukturellen Seite her interessant sind. In unserem Beitrag wird also Neuland betreten, und es werden Bandnamen hinsichtlich unterschiedlicher Musikgenres untersucht. Die unterschiedlichen Musikgenres und -subgenres korrespondieren mit unterschiedlichen Sub- bzw. Teilkulturen, in denen sich Jugendliche und Heranwachsende bewegen. Die Bandnamen, die Texte, die Musiktitel sind Bestandteile der Stilrepertoires der unter-

schiedlichen Jugendkulturen. Die Analysen sind also verortet im Bereich der Sozioonomastik (s. auch Debus 2012, S. 66-69).

Grundlage für die vorliegende Untersuchung bildet ein Korpus von Bandnamen, das wir in erster Linie aus *Bandliste.de* (s. Abb. 2 gegenüberliegende Seite) erstellt haben.

Zum Erhebungszeitpunkt sind in dem Portal um 16.900 Bandnamen nach unterschiedlichen Stilgenres gelistet. In unserer Untersuchung haben wir Bandnamen aus den Bereichen 1. ‚Rock‘ mit den Subgenres ‚Deutschrock‘, ‚Hard Rock‘ und ‚Classic Rock‘, 2. ‚Metal‘ mit den Subgenres ‚Black Metal‘, ‚Heavy Metal‘ und ‚Dark Metal‘ und 3. ‚Deutschpunk‘ zusammengestellt und ausgewertet. Da wir uns auf deutschsprachige Bandnamen³ fokussieren wollten, wurden anderssprachige, vor allem englischsprachige Bandnamen (vgl. Abb. 1) nicht bzw. nur in der Einzelanalyse berücksichtigt. Nach Abgleich der Teilkorpora und Reduktion bei den Rockbandnamen bilden am Ende 212 Bandnamen aus dem Bereich ‚Rock‘, 202 aus dem Bereich ‚Deutschpunk‘ und 100 aus dem ‚Metal‘-Genre das Grundkorpus.

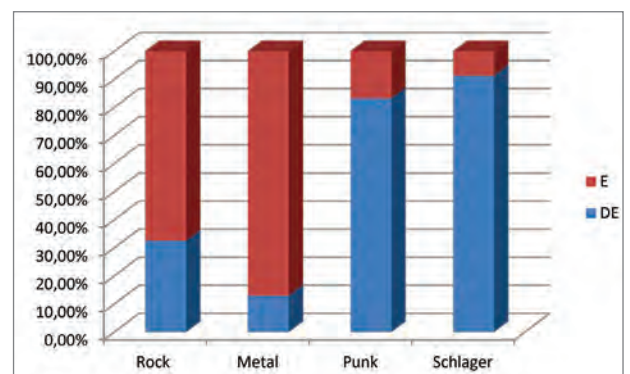


Abb. 1: Englische und deutsche Bandnamen nach Genre

Das Korpus von Bandnamen wurde nach linguistischen Kriterien wie Abkürzungen, Wortstrukturen, Lautmalereien etc. sowie semantischen Merkmalen analysiert. Einzelne Ergebnisse werden im Folgenden dargestellt und an Beispielen verdeutlicht.

Deutschrock Bands

Alle Bands anzeigen

Rock Pop Metal Punk Jazz Latin
 Afro Folk Electronic Techno Spirituell Sonstige

Acoustic Rock - Alternative Rock - Art Rock - Avantgarde Rock - Blues Rock - Classic Rock - Crossover
 Dark Rock - Deutschrock - Electronic Rock - Emo Rock - Folk Rock - Gitarren Rock - Gothic Rock
 Hard Rock - Industrial Rock - Latin Rock - Melodic Rock - Noise Rock - Oldschool Rock - Progressive Rock
 Psychedelic Rock - Retro-Rock - Rock & Roll - Rockabilly - Southern Rock - Surf Rock

Hamburger Schule - Krautrock - Neue Deutsche Härte

Deutschrock

Die Rockmusik hat eine lange Tradition und mit den Beatles und Rolling Stones kann Anfang der 60er Jahre die Geburtsstunde des Rock 'n' Pop angesetzt werden. Schon damals erfolgte recht schnell eine Stildifferenzierung in Pop-Rock, Hardrock und Psychedelic Rock, und in Folge hat sich bis heute eine Vielzahl von Stilen entwickelt, die entweder als Teilgenres des Rock oder als eigenständige Genres klassifiziert werden. Deutschsprachige Rockmusik, die unter die Kategorie ‚Deutschrock‘ subsummiert wird, entstand nach dem Krautrock (*Ihre Kinder*) in den 1970er Jahren und ist mit Udo Lindenberg und seinem *Panik-Orchester* populariert worden. Und schon damals wurden deutschsprachige Bandnamen gewählt (*Ton Steine Scherben*), die nicht selten Rebellion, Kritik und Protest ausdrückten. Auch heute sind diese Faktoren bei der Namenwahl produktiv, wenn auch recht selten; im Deutschrock treten gegenüber anderen Subgenres des Rock deutschsprachige Bandnamen häufig auf (s. Abb. 3).

Die 2001 gegründete Deutschrockgruppe *Boykott* präsentiert sich selbst:

Unangefochten an der Spitze der Kontroverse liefern sich Boykott seit 2001 Auseinandersetzungen mit der Realität, ihren zwiespältigen Facetten und ihre[n] Auswirkungen auf die Allgemeinheit

und ihr Album:

Mit dem aktuellen Album „Blut an eurer Hand“ unterstreichen sie ihre Inten[t]ion, nichts verschönigen zu wollen[,] sondern die Welt, die Menschen in ihr und alles andere so akzeptieren zu müssen. 10 Songs, die persönliche und allgegenwärtige Normen und Werte aufzeigen und so zum Nachdenken anregen. Keine Parolen, keine Lobgesänge und überdrüssige Mutmacher – einfach nur die Wahrheit. Fürs Bein und die Stimmbänder wird durch die eingängigen Riff..s und Chor..s gesorgt.⁴

Das Wort *Boykott* mit der Grundbedeutung ‚politische, wirtschaftliche oder soziale Ächtung‘ geht auf Charles Cunningham Boycott zurück, es liegt also eine Deonymisierung vor.

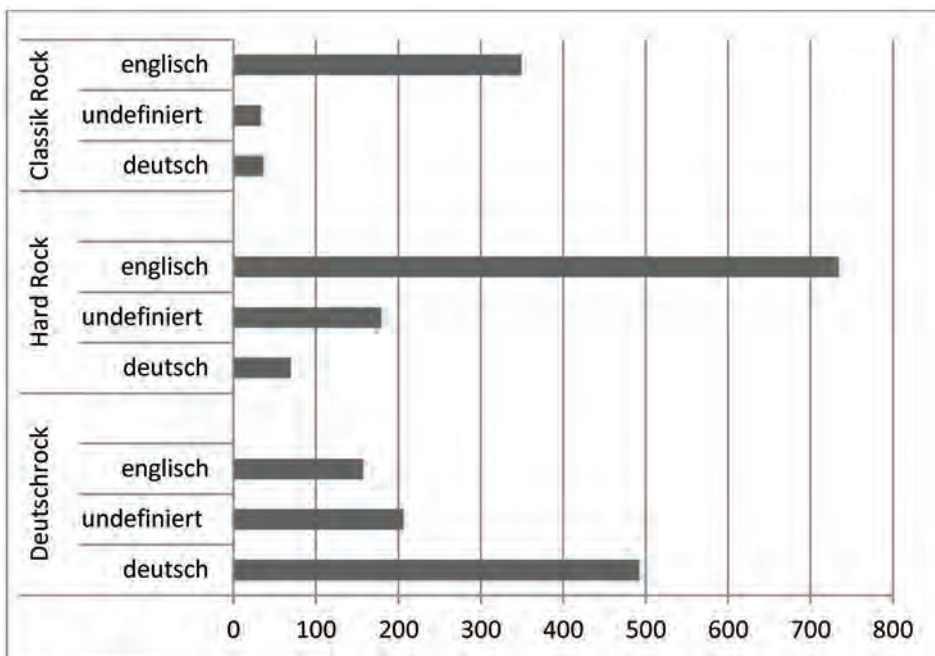


Abb. 3: Absolute Häufigkeit deutschsprachiger Bandnamen nach Subgenres



Abb. 4: NullGrad⁰⁷

Die Interpretation der Namen ist selten eindeutig und transparent, und man muss häufig über eine rein wortsemantische Analyse hinausgehen. Hilfreich hierbei sind die weiterführenden Informationen auf der Bandliste-Website. Dem Bandnamen *Schwarzbunt* liegt ein Kopulativkompositum zugrunde, das in Analogiebildung zu *schwarzweiß* zu sehen ist und sich wohl nicht fachsprachlich ‚schwarz und weiß gefleckt (bei Rindern)‘ ableitet. Man könnte den Bandnamen dahingehend interpretieren, dass gegenüber einer Haltung des Schwarz-Weiß-Malens, des undifferenzierten Positiv- oder Negativ-Darstellens, im Kontrast eine positivere Darstellung, eine Anti-Haltung ausgedrückt werden soll. Die Band selbst schreibt über sich:

Die fast ausschließlich deutschsprachigen Texte wollen den Hörer entführen, verzaubern und unterhalten. Unsere Musik lässt sich schwerlich in Schubladen einsortieren, wir selbst nennen es ‚Deutsch-Rock-Reggae‘.⁵

Der Bandname scheint eine Einstellung zu der Musik der Gruppe zu markieren, die gegen eine Schubladenkategorisierung, gegen ein Schwarz-Weiß-Schema gerichtet ist und die vielmehr eine ‚bunte Mischung‘ darstellt, eine Mischung aus mehreren Musikstilen.

Während es sich bei *Boykott* und *Schwarzbunt* um von einem Appellativum bzw. Adjektiv abgeleitete Namen handelt, die orthografisch korrekt geschrieben sind, liegt bei dem Bandnamen *NullGrad*⁰ eine orthografisch abweichende, graphostilistisch markierte Variante vor. Als Maßeinheit auf der Temperaturskala steht die quantifizierende Angabe getrennt von der Maßeinheit (0 Grad) und meist als numerische Angabe. Die Binnenmajuskelschreibung, die Ausschreibung der Null und die zusätzliche Markierung durch das Gradzeichen (°) stellen eine starke Abweichung von der Normschreibung dar, ohne dass dabei die Verständlichkeit

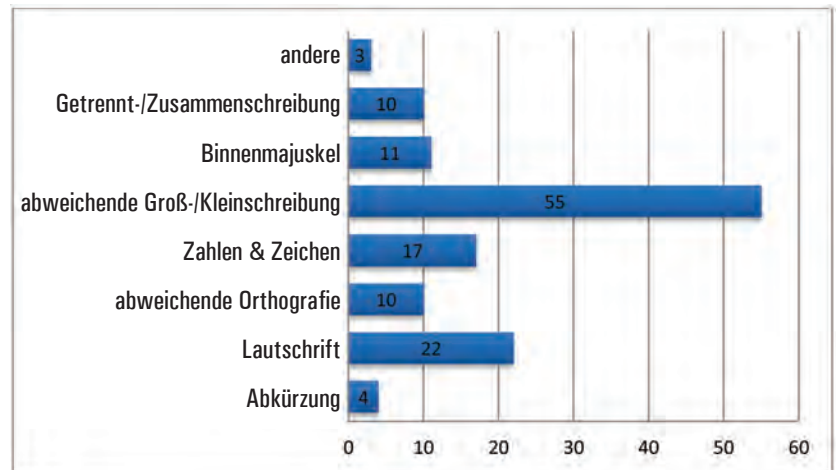
darunter leidet. Neben dieser Schreibung findet sich die Schreibung ohne zusätzliche Gradmarkierung („Herzerfrischender Rock in allen Facetten, das ist NullGrad“⁶) sowie Kleinschreibung (s. Abb. 4).

HÄUFIG ZEIGEN IM DEUTSCHROCK BANDNAMEN GRAPHEMATISCHE BESONDERHEITEN WIE *eXtraSchicht*, *hochfeld*, *E!.N.Z.*, *DIE HOLGAHHHS* ODER *EVAsoHN*

Auf der Celsiusskala markiert 0 Grad den Gefrierpunkt von Wasser, und damit verbunden ist ein Aggregatübergang von flüssigem Wasser in den festen Zustand (Eis). Der Name der Band markiert also eine Zustandsveränderung. Man könnte dies dahingehend interpretieren, dass die Band mit ihrer Musik eine Änderung beim Zuhörer herbeiführen will, eine Änderung der Hörgewohnheit, des Bewusstseins, der Haltung – ein Song wie *Hölle auf Erden*⁸ hat eine stark gesellschaftskritische Komponente.

Graphematische Besonderheiten treten im Deutschrock-Korpus relativ häufig auf. Dabei ist auffällig, dass im Genre Deutschrock 62% der Bandnamen Abweichungen aufweisen wie die Binnenmajuskel (*eXtraSchicht* oder *KastenWasser*), Majuskel- oder Minuskelschreibungen (*FEIERFEIL*, *hochfeld*), Hybrid-schreibungen (*diEfüNf!*, *UnscheinbaR*), abweichende lautbezogene Grafien (*Eyszeit*, *Moiterei*, *E!.N.Z.*), Dehnungsgrafien (*fataal*, *Die Holgahhhs*), morphologische Markierungen (*EVAsoHN*, *Merk-würdig*) oder morphosyntaktische Markierungen (*laut?los!*).

Abb. 5: Übersicht über orthografische Besonderheiten (absolute Zahlen)



74% der Bandnamen bestehen aus Einzelwörtern, von denen mehr als 54% Komposita sind, 26% aus Wortgruppen (*Die Deutschrocklegenden Covershow, Locker Drehn, Kategorie Sehr Durstig*) bestehen.

Deutschpunk

Die Musikrichtung des Punks gibt es bereits seit den 1960er-Jahren (vgl. O'Hara 2004, S. 27), wo sie sich aus der Stilrichtung des Rock 'n' Roll heraus entwickelt hat. Als Geburtsstätte kommen die New Yorker Szene der späten 1960er oder die Arbeiterbewegung in Großbritannien in Frage (vgl. O'Hara 2004, S. 27). Für diese Arbeit ist diese Debatte nur insofern von Bedeutung, als sich aus den doch sehr verschiedenen möglichen Wurzeln des Punks der Schluss ziehen lässt, dass es sich um ein facettenreiches musikalisches Genre handelt. Ausgehend davon entwickelten sich rasch neue und zahlreiche Subgenres des Punks, die alle auf einer eigenen Motivation gründen und wiederum die Vielseitigkeit der Philosophie des Punks aufzeigen.

BANDNAMEN DES DEUTSCHPUNKS HABEN OFT STARK ABWEICHENDE ORTHOGRAFIE, WIE DAS NICHT NORMENKONFORME WEGLASSEN UND HINZUFÜGEN VON ZIFFERN UND (SATZ-)ZEICHEN

Für Außenstehende ist das Element der Provokation und die Gewalttätigkeit meist herausragend, wenn es darum geht, Punk zu charakterisieren (vgl. O'Hara 2004, S. 46f.). Als ebenso typisch wird auffällige Kleidung bzw. ein auffälliges Aussehen angesehen (vgl. Hitzler 2014: Symbole & Rituale). Die Anziehungskraft

auf Jugendliche liegt sicherlich dem Grundgedanken des Punks zugrunde: Das Hinterfragen der herrschenden gesellschaftlichen Strukturen und Konventionen (vgl. O'Hara 2004, S. 30). Damit ist Punk keineswegs mit einer rücksichtslosen Rebellion eines Teenagers gleichzusetzen, sondern motiviert dazu, nicht alles als gegeben anzunehmen, sondern selbstständig zu denken und einen kreativen Weg für sich selbst zu finden, sich mit den existierenden Strukturen zu arrangieren. Punk ist Selbstreflexion, und Rebellieren ist daher eine notwendige Konsequenz daraus und spiegelt sich im Auftreten, der Lebensweise und in den Texten der Punkbands wider.

Die Korpusanalyse zeigt, dass etwa ein Drittel der Bandnamen aus einer Wortgruppe und mit 134 Tokens, die Mehrheit der Bandnamen aus Einzelwörtern besteht. 54% der Einzelwörter sind Komposita, die Hälfte davon sind nicht konventionalisiert und im Duden nicht auffindbar. Dazu gehören zum Beispiel *Ostbrut, ZwangsentSamung, Knuddeltrupp, Kotzfront* und *Die Notenidioten*. In nahezu der Hälfte aller Bandnamen (47%) finden sich orthografische Besonderheiten (Abb. 5).

Extrem häufig tritt die von der Norm abweichende Groß- und Kleinschreibung auf. Sie funktioniert in beide Richtungen, indem sie sowohl Großbuchstaben durch Minuskeln und Kleinbuchstaben durch Majuskeln ersetzt. Dies kann an jeder beliebigen Stelle und auch Anzahl im Wort vorkommen: *BILDungslücke, AmDamDes, stahlwurm, Grotten-SchlÄscht, Daran SchaitertZ* und *nurso*. Da die Binnenmajuskelschreibung relativ geläufig ist, wurde dafür eine eigene Kategorie vorgenommen.

Ebenfalls häufig kommt eine Art lautnahe Orthografie vor. Dies betrifft hauptsächlich die R-Vokalisierung [ɐ], die als <a> anstatt <er> verschriftlicht wird, wie bei

den Bandnamen *Antikörpa* und *Systemfehla*, oder das <r> wird weggelassen wie bei *Abeizamt*. Im Falle von *Smaekma* (abgeleitet von *Smega* oder *Smägma*) wurde die deutsche Auslautverhärtung verschriftet und das endsilbische <g> durch ein <k> ersetzt. Weitere Verlautschriftlichungen sind ein <x> für das Konsonantenfolge [chs] oder [ks] wie in *Brummxoxen* und *Polytox-Volxkapelle* und <ai> für den Diphthong [ai] wie in *Dainlaster* und *Daran SchaitertZ*. <ox> und <oi> sind zudem gängige Symbole der Punks und bieten sich daher gut als Substitutionen an (vgl. Meinert/Seeliger 2013, S. 24, O'Hara 2004, S. 92 und Tüschau 1998, S. 43).

BANDNAMEN HABEN NEBEN IHRER DENOTATION AUCH EINE KONNOTATIVE BEDEUTUNG, DIE RAUM FÜR WORTSPIELE, HUMOR UND IRONIE LÄSST

Auch das nicht normenkonforme Weglassen oder Hinzufügen von Ziffern und (Satz-)Zeichen kommt im Bandnamenkorpus vor. Am beliebtesten dabei sind Trennstriche, Punkte oder Ausrufezeichen. Die Bandnamen *-SinnloS-*, *s.p.r.u.n.g.*, und *Staatsverbot!* illustrieren dies, während bei *Tut das Not* das Fragezeichen am Ende fehlt. Dieses Prinzip von Weglassen oder Hinzufügen findet sich auch bei Leerzeichen wie bei *Die Panzer Kacker Bande*.

Bei ein paar der Bandnamen findet sich etwas, das sich durch abweichende Orthografie am besten bezeichnen lässt. Diese Tokens haben eine rechtschreibungskonforme Groß- und Klein- und Getrenntschreibung, keine Verlautschriftlichungen und keine Ziffern und Satzzeichen im Namen. Stattdessen werden Konsonanten verdoppelt, ein <h> eingefügt, ein <ss> anstelle eines <ß>, <s> für <z>, <ç> für <k> und der Umlaut <ö> als <oe> aufgelöst. Drei der Bandnamen sind so besonders in ihrer äußeren Form, dass sie in keine der Kategorien passen. Bei *Solle Vöhne* wurden die Anfangsbuchstaben der beiden Wörter vertauscht und bei *Spiegel Rednik* ergibt das zweite Wort rückwärts gelesen ‚Kinder‘ (Ana-

grammbildung), bei *TPunktError* ist das Satzzeichen Punkt ausgeschrieben, wobei morphologisch-lexikalisch ‚Punktterror‘ und ‚T-Punkt‘ (Telekom) in die Namensgebung eingebettet zu sein scheint.

TPunktError – Nichts mehr seh'n

In diesem Land, in dieser Zeit scheint mir vieles viel zu weit digital und kalt zugleich, anonym ins Todesreich!
Was ich fühle ist egal, so lange ich konsumier', Kaufen!
Kaufen!

Die Devise und ich und nichts stoppt die große Gier!
Und so kommt es, dass ich irgendwann gar nichts mehr seh' gar nichts mehr seh' gar nichts mehr seh' und alles bricht um mich zusammen, bis ich nichts mehr seh'! Ist dies wirklich meine Welt? Kann ich nicht selber entscheiden, was für mich zählt? Ist dies wirklich meine Welt? Was kann ich tun, was kann ich ändern? Und dann änder' ich es gleich! Und so treib ich immer weiter, nur den Joystick in der Hand, surfe körperlos, unsterblich in ein unbekanntes Land! Was ich denke ist egal, es interessiert hier nicht, Träume, Wünsche gleichgeschaltet hinter jedem Gesicht!

Und so kommt es, dass ich gar nichts mehr seh'!⁹

Jeder Bandname hat damit neben seiner Denotation auch eine konnotative Bedeutung, also eine Sammlung von Assoziationen, die ein Wort oder eine Phrase beim individuellen Hörer hervorruft (vgl. O'Grady 1996, S. 273). Konnotationen sind niemals immer gleich und lassen daher Raum für Wortspiele, Humor und Ironie. Allerdings lassen sich die Denotationen bzw. Referenzen der Bandnamen semantischen Feldern zuordnen. Eine empirische Untersuchung der Forschungsgruppe Tüschau aus dem Jahre 1998, die sich mit den subkulturellen Symbolen der Punks beschäftigt, kommt zu interessanten Ergebnissen, welche die Resultate dieser Korpusuntersuchung bestätigen. Mithilfe eines Fragebogens, der in zwei Punk-Fanzines (= Fan-Magazin) veröffentlicht wurde, sammelten sie positive und negative Wörter und Ausdrücke, mit dem Ziel herauszufinden, was für die Subkultur Punk wichtig ist (vgl. Forschungsgruppe Tüschau 1998, S. 14f.) Diese Sammlung von typischen Wörtern und Ausdrücken liefert einen Vergleichswert für dieses Bandnamenkorpus. In Tabel-

Tab. 1: Übersicht über und Aufteilung in semantische Felder

Klasse	Kriterien	Bandname
Zwischenmenschliche Beziehungen	Liebe, Sex, Partnerschaft, Freundschaft	<i>Schulmädchensex, Knuddeltrupp, Das frivole Burgfräulein, Blutsbande</i>
Gesellschaft	Politik, Staat, Wirtschaft, Geschichte	<i>Turbostaat, Fahnenflucht, StaatsPunkrott, Staatsgewalt</i>
Wertvorstellungen	Lebenseinstellungen, Wesensarten, Charakterzüge	<i>Das Heilige Bargeld, Trotzreaktion, G.R.Ü.N., Deutsch & seltsam</i>
Selbstbild, Jugendkultur	Punkszene, Musikkultur	<i>Primitive Vereinigung, Schocker, Pogoexpress</i>
Freizeit/Spaß	Zeitvertreib, Vergnügungen, gute Stimmung	<i>kopfkino, Karate Disco, Frustkiller</i>
Drogen	Rauschmittel, Rauschzustände, Folgen daraus	<i>Acht Bier Später, Solle Vöhne, Rausch</i>
Gewalt, Konflikt	Ablehnung, Feindschaft, Gewalt	<i>Die Opfer, Normenkollision, Machtkampf</i>
Religion	kirchliche Einrichtungen, Feiertage	<i>Piratenpapst</i>
Wertungen	Wörter, denen ein bestimmter positiver oder negativer Wert zugeschrieben wird	<i>-Sinnlos-, Supabond, Scheiss Drauf</i>
Ausdrücke	Mindestanzahl zwei Wörter, breites thematisches Feld, Angaben zur Person	<i>Ein Gutes Pferd, Nicht der Rede wert, Nennt uns wie ihr wollt</i>
Arbeit, Bildung	Arbeitsprozess, -organisation, Bildung	<i>Abeizamt, Das Niveau singt, Die arbeitslosen Bauarbeiter, BILDungslücke</i>
Ikons, Prominente	Gesellschaftlich etablierte (Marken-)Namen von Institutionen, Fernsehprogrammen, Zeitungen, Persönlichkeiten	<i>Ret Marut, Kommando Kant, AmDamDes</i>
Sonstige	Alles, was nicht den anderen Kategorien zugeordnet werden kann	<i>tapete, Heizöl, Kotflügel, Vollkornbrot</i>

le 1 findet sich die Typologie der punkschen Nennungen samt den Kriterien für jede der Gruppen, wie sie von der Forschungsgruppe aufgelistet wurden (vgl. Forschungsgruppe Tüschau 1998, S. 30-32). Für jede der 13 semantischen Klassen wurde im Deutschpunk-Korpus nach Vertretern gesucht.

Für alle Bereiche finden sich Bandnamen im Korpus, wobei sich für die Klasse ‚Religion‘ nur ein einziger Bandname, *Piratenpapst*, zuordnen lässt (vgl. Tabelle 1

oben). Außerdem geht aus diesen semantischen Klassen hervor, dass sich der Punk nicht nur mit spaßigen Themen beschäftigt, sondern auch mit den für eine funktionierende Gesellschaft relevanten Themen wie zwischenmenschliche Beziehungen, Wertvorstellungen, Gewalt und Konflikte, Arbeit und Bildung und nicht zuletzt auch die Gesellschaft an sich. Für alle diese Gruppen finden sich sowohl positiv als auch negativ konnotierte Bandnamen.



Abb. 6: ‚Metal Fingers‘¹¹

Für Nicht-Anhänger der Punkszene ist es leicht, das Provokative im Punk zu sehen, was nur natürlich ist, da Bands wie *Die Prophezeiten Hämmerieden*, *Zwangsentsamung*, *Die Panzer Kacker Bande*, *Primitive Vereinigung* und *Scheiss Drauf* mit ihrem Namen unter anderem auch darauf abzielen. Es passt ins Konzept des Punks, mithilfe provokativer Elemente Aufmerksamkeit auf Problematisches lenken zu wollen und zu zeigen, dass auch hinter dem Offensichtlichen etwas Nachdenkenswertes steckt.

KONZEPT DES PUNKS: MITHILFE PROVOKATIVER ELEMENTE AUFMERKSAMKEIT AUF PROBLEME LENKEN ZU WOLLEN

Das Bild des provokativen Punks ist in den Medien äußerst weit verbreitet und beliebt (vgl. Hitzler (2014): Intro, History & Literatur), dessen ist sich auch die Punkszene bewusst (vgl. O'Hara 2004, S. 43). Es ist kein neues Phänomen, einen pejorativ gebrauchten Namen stolz als seinen eigenen zu übernehmen und ihn zur Identitätsschaffung zu nutzen. Diese Haltung zeigt nicht nur eine ‚Seht bzw. denkt doch, was ihr wollt‘-Attitüde gegenüber der nicht-punkschen Gesellschaft, sondern sicherlich auch einen gewissen Stolz darüber, sich nicht zu dieser zählen zu müssen.

Metal

Der Begriff *Metal* leitet sich ursprünglich von *Heavy Metal* ab und beschreibt alle Stile und Richtungen der Metal-Musik, wohingegen *Heavy Metal* heute nur noch

ein bestimmtes Subgenre bezeichnet. Metal entstand in den 1970er Jahren aus Bluesrock und Hard Rock. Heute gibt es zahlreiche Subgenres (Black Metal, Death Metal, Glam Metal, Doom Metal, Thrash Metal, Speed Metal, Gothic Metal, Industrial Metal, Power Metal etc.), die ihren eigenen Stil haben, sich aber doch oft stiltechnisch überschneiden. Die Metal-Musik ist vielfältig: Die Techniken reichen von extrem simpel gehaltenen bis hin zu komplexen Kompositionen, dem Gesang von gutturalen Modulationen bis zu Gesangstechniken der Oper, dem Rhythmus von langsam bis schnell.¹⁰ Ähnlich verhält es sich mit den Texten. Es gibt keine monothematische Ausrichtung, sondern es wird über Fantastisches gesungen, über Hass, Religion, Melancholie, aber auch Gesellschaftskritik ist ein Thema in der Metal-Musik. Einzelkünstler sind in diesem Musikgenre ungewöhnlich, Bands dominieren die Metal-Szene. Typische Instrumente sind Schlagzeug, E-Bass, Rhythmusgitarre und Leadgitarre, aber auch andere Instrumente wie Keyboards, Flöten oder Geigen finden Verwendung. Auffällig ist das ‚Wir-Gefühl‘ unter den Metal-Fans. Neben Konzerten sind Festivals wie das ‚Wacken Open Air‘ wichtige Plattformen zum Meinungsaustausch und zur Interaktion zwischen den Künstlern und den Fans der Musik aus aller Welt.

VON 2900 REGISTRIERTEN METAL-BANDS IN DEUTSCHLAND TRAGEN LEDIGLICH 13% EINEN DEUTSCHEN BANDNAMEN UND SINGEN ÜBERWIEGEND DEUTSCHE TEXTE

In Deutschland gibt es rund 2900 registrierte Metal-Bands.¹² Sie decken das gesamte Spektrum der Musikrichtung ab, von Black Metal bis Viking Metal. Es ist auffällig, dass die Bands überwiegend englische Namen tragen und in englischer Sprache singen. Nur 13% der registrierten Metal-Bands aus Deutschland haben deutsche Namen und Texte.

Abb. 7: Fantoft-Website¹⁴



Die Black-Metal-Szene lehnt die christliche Tradition ab, vielmehr stehen satanistische, misanthropische, nihilistische und mythologische Inhalte im Zentrum ihrer Texte – dies spiegelt sich in den Bandnamen deutlich wider. Bands nennen sich *Astaron*, *Antichrist*, *Nachtblut*, *Wintersmord*, *Kriegerreich*, *Verfall*, *Fantoft*, *Nodfyr* oder *Totensang*. Während die deutschen Komposita transparent sind, ist dies bei den Lehnwörtern bzw. -wortbildungen anders.

OFT GREIFEN IM BLACK METAL BANDNAMEN MOTIVE VON GEWALT, ANGST UND TOD AUF

Der Bandname *Astaron* scheint phonotaktisch gesehen griechisch, ist aber eine Kunstwortbildung. Der Stamm bzw. das Stammorphem muss bei von *astér* (Stern) abgeleiteten Wörtern *astr(o)-* lauten. In *Astaron* steht aber das Rho an der falschen Stelle. Denkbar wäre eine Herleitung aus dem Italienischen, wobei die Herleitung des *-ron* unklar wäre: *asta* (< lat. *hasta*) bedeutet dort ‚Speer, Lanze‘. Diese Ableitung ist deshalb nicht so unwahrscheinlich, da es sich ja bei dem B-Movie „Astaron – Brut des Schreckens“¹³, von dem der Bandname abgeleitet sein dürfte, um eine italienische Produktion unter der Regie von Luigi Cozzi handelt. Es läge also ein italienisches Kunstwort vor, das durch *-ron* als Suffix griechisch klingen soll und auf ein zyklopenähnliches ‚stacheliges Alien-Ei‘ referiert.

Fantoft ist der Name eines Bergener Stadtteils und seiner Stabkirche. Die Kirche fiel einem Brandanschlag zum Opfer, der höchstwahrscheinlich von dem Black-Metal-Musiker Varg Vikernes verübt wurde. In dem

Nachbau finden sich Portalschnitzereien, die Motive der Sage um Sigurd zum Thema haben. *Nodfyr* („Reibefeuher“, ahd. *hniudan* ‚reiben‘, im 8. Jh. erwähnt) ist ein alter Begriff für ‚Notfeuer, Johannisfeuer‘. Dieses wurde im germanischen Kult entzündet, wenn eine Seuche ausgebrochen war. Die Namen im Black Metal deuten häufig auf etwas hin, das mit Gewalt, Angst und Tod zu tun hat. *Astaron*, der zyklopenartige Außerirdische, der Menschen frisst, der *Antichrist*, auch bekannt als Satan, Teufel oder Luzifer, oder *Geirröd*, ein Riese der nordischen Mythologie, der seinen eigenen Bruder aus niederen Gründen tötete.

Auch in den Bandnamen der Dark-Metal-Szene spiegelt sich eine düstere Grundstimmung wider. Bei der Namengebung dominieren hier Einzelwörter, Komposita sind eher selten (*Moorkind*, *Blutfrost*). Es gibt zwei Abstrakta (*[D]ekaden[Z]*, *Schwarze Stille*). *Schwarze Stille* ist zugleich eine Wortgruppe, ebenso wie *Das Scheit*. Auffälligkeiten in der Grafie zeigten sich lediglich bei dem Namen *[D]ekaden[Z]*, wobei die abweichende Grafie allein in der Aufmerksamkeitssteuerung begründet zu sein scheint. Der Bandname *Nephilim* (hebr. *nephilim* ‚Riesen‘) bezeichnet mythologische riesenhafte Mischwesen; die Benennung findet sich auch in der Fantasy- und Mystery-Literatur. In der Selbstbeschreibung der Band heißt es:

Der Stil der sechs Melodic Dark Metaller aus Zwickau zeichnet sich vor allem aus durch die fulminant-düsteren deutschen Texte, die sowohl durch offensive Growls, als auch durch weibliche Gesangsparts verkörpert werden.¹⁵

Die Namen der Bands aus den einzelnen Subgenres lassen sich mit der jeweiligen Subkultur in Verbindung bringen. Denn bei allen Gemeinsamkeiten, die die Metal-Fans haben, existieren auch Unterschiede in den jeweiligen Subgenres. So scheinen die Namen des Black Metal fast obligatorisch negative Gefühle, eine düstere Stimmung zu markieren. Einige Bands nennen sich nach übernatürlichen Wesen aus verschiedenen Mythologien. Andere wiederum erfinden Namen oder wählen solche, die eher positiv wirken. Allein anhand eines Namens lässt sich der Stil, den die Band spielt, allerdings nicht ausmachen. Ein Name wie *Menschenfresser* könnte dem Black Metal angehören, aber auch Dark Metal ist ebenso wie Heavy Metal nicht auszuschließen. Ist man allerdings auf der Suche nach einem geeigneten Namen für die eigene Metal Band, ist man gut damit beraten, etwas zu wählen, das Gewalt, Tod, Angst, Kälte, Härte, Mystisches oder Mythologisches beinhaltet bzw. konnotiert.

Fazit

Die kleine und polar angelegte Analyse der Bandnamen zeigt, dass die Eigennamen über die referenzielle Funktion hinaus die Gruppe in einer spezifischen Weise charakterisieren und dass die gewählten Namen

Auskunft geben über das Musikgenre und über Charakteristika, die die Mitglieder der Band nach außen kommunizieren wollen. Die Bandnamen sind wie szenespezifische Wörter (*abraven, Goff, Kanne, Kek*) Spiegelungen sub- und teilkultureller Identitäten. Durch die sprachlichen Bildungsprozesse, durch das Zusammenbasteln von sprachlichen Versatzstücken aus unterschiedlichsten kulturellen und sprachlichen Kontexten, aus unterschiedlichen Sprachschichten und Stilregistern, bilden sich jugendkulturelle Stile aus. In diesem Sinne kann eine Analyse von Bandnamen in der Schule genutzt werden, um spezifische jugendkulturelle Stile zu untersuchen, wobei Homologien zu Musik, Kleidung, Gesten, Tanzstilen usw. bestehen. So ist im Wahlpflichtmodul 1 ‚Sprachliche Vielfalt: Der multidimensionale Varietätenraum der deutschen Sprache‘ des Kerncurriculums für die gymnasiale Oberstufe in Niedersachsen¹⁶ der Punkt ‚Jugendkulturen und Sprachstile Jugendlicher‘ vorgesehen. In Verbindung mit lexikalischen Analysen zu musikszenespezifischem Sprachgebrauch können sozioonomastische Fragestellungen zu Bandnamen und auch Musiktiteln behandelt werden.

Anmerkungen

- ¹ *Fanta* ist ein Erfrischungsgetränk der Firma Coca-Cola; der Name selbst leitet sich von engl. *fantastic* ab.
- ² <www.bandliste.de/Bandliste/genreid/80600/sortdir/ASC/sortby/bandname/>. Auch bei Wikipedia findet sich eine Liste mit Bandnamen <http://de.wikipedia.org/wiki/Kategorie:Deutsche_Band>.
- ³ Bandnamen mit einem deutsch- und englischsprachigen Anteil wie *TPunktError* wurden in die Analyse ebenso einbezogen wie fest im Wortschatz des Deutschen integrierte Lehnwörter.
- ⁴ <www.bandliste.de/Bands/Boykott/14261/>.
- ⁵ <www.bandliste.de/Bands/Schwarzbunt/3805/>.
- ⁶ <www.bandliste.de/Bands/id/16189/>.
- ⁷ Siehe FN 5.
- ⁸ <<https://myspace.com/null-grad/music/songs>>.
- ⁹ <<http://jedermenschistzuviel.stabo.org/texte.php?show=2&what=6267>>.
- ¹⁰ Vgl.: <<http://de.wikipedia.org/wiki/Metal>>.
- ¹¹ <<http://archenemy.net/japan2011/?go=khaosreport>>.
- ¹² Vgl.: <www.bandliste.de/Bandliste/genreid/100000/>. Als Zeichen der Zusammengehörigkeit und der Identität mit der Szene, sowie auch als Ausdruck der Begeisterung während eines Konzertes, gelten die *Metal Fingers*, auch *Metal Fork*, *Teufelsgruß* oder *Satan Fingers*, ironisch *Pommesgabel* genannt.
- ¹³ <www.die-besten-horrorfilme.de/horror/film3164-Astaron---Brut-des-Schreckens.csp>.
- ¹⁴ <www.fantoft.net>.
- ¹⁵ <www.bandliste.de/Bands/Nephilim/13442/>.
- ¹⁶ <http://db2.nibis.de/1db/cuvo/datei/kc_deutsch_go_i_2009.pdf>, S. 51.

Literatur

- Bibliographisches Institut GmbH (2014): Duden online. <www.duden.de> [26.9.2014].
- Forschungsgruppe Tüschau (1998): Die subkulturellen Symbole der Punks – Eine empirische Untersuchung. Oberhausen: Athena.
- Debus, Friedhelm (2012): Namenkunde und Namengeschichte. Eine Einführung. Berlin: Schmidt.
- Hitzler, Ronald (Hg.) (2014): Jugendszenen.com | Punk. <<http://wp1026128.server-he.de/wpsz/?portfolio=punk>> [1.10.2014].
- Meinert, Philipp/Seeliger, Martin (Hg.) (2013): Punk in Deutschland. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld: transcript.
- Nübling, Damaris et al. (2012): Namen. Eine Einführung in die Onomastik. Tübingen: Narr.
- O’Grady, William (1996): Semantics: the analysis of meaning. In: O’Grady, William et al. (Hg.) (1996): Contemporary Linguistics. Harlow: Longman, S. 268-312.
- O’Hara, Craig (2004): The Philosophy of Punk. Die Geschichte einer Kulturrevolte. Mainz: Ventil.

DER FOKUS AUF PRAKTIKEN

BERICHT VON DER 51. JAHRESTAGUNG „SPRACHLICHE UND KOMMUNIKATIVE PRAKTIKEN“ DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE VOM 10. - 12. MÄRZ 2015

Die Autorin ist wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Das Institut für Deutsche Sprache begrüßte anlässlich seiner 51. Jahrestagung im Congress Center Rosengarten Mannheim rund 450 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 23 Ländern. Die Tagung widmete sich vom 10. - 12. März 2015 dem Thema „Sprachliche und kommunikative Praktiken“ – ein Thema, so die Mannheimer Bürgermeisterin **Ulrike Freundlieb** in ihrem Grußwort, das sich durch seine Nähe zum Alltagsleben auszeichnet. Anschließend folgte die Eröffnung der Tagung und Begrüßung durch **Ludwig M. Eichinger**, Direktor des Instituts für Deutsche Sprache.



Bürgermeisterin Dr. Ulrike Freundlieb



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger

Der Begriff der ‚Praktik‘ wurde, wie **Arnulf Deppermann** stellvertretend für die Mitorganisatoren **Angelika Linke** und **Helmuth Feilke** in seiner Einführung in die Tagung betonte, aus Soziologie und Philosophie in die Sprachwissenschaft importiert. Aufgabe der Tagung war zu versuchen, die Bedeutung des Praktikenbegriffs für die Sprachwissenschaft zu klären. Dabei ließ der Titel, wie **Ludwig M. Eichinger** ebenfalls zu Beginn der Tagung bemerkte, verschiedene Lesarten zu und machte es spannend, wie die einzelnen Referenten dies lösten.

Im Rahmen der 51. Jahrestagung wurde am Abend des 11. März der Konrad-Duden-Preis 2014 an die Mainzer Sprachwissenschaftlerin **Damaris Nübling** (Mainz) verliehen, die auch stellvertretende Vorsitzende des Wissenschaftlichen

Beirates des IDS ist. In der Festrede von **Peter Schlobinski**, Hannover, auf Nübling wurde vor allem die Bandbreite ihrer Forschung wie der Sprachwandel, Sprache und Geschlecht oder die Namenskunde hervorgehoben. Außerdem wurden ihre zahlreichen internationalen Kooperationen und ihr Engagement für den wissenschaftlichen Nachwuchs lobend erwähnt.

Die Tagung begann mit **Katharina König** (Münster), die einen gemeinsam mit **Susanne Günthner** verfassten Vortrag über kulturell sedimentierte Orientierungsmuster und kommunikative Gattungen der Interaktion hielt. ‚Gattungen‘ definierte sie als gespeicherte Handlungsmuster eines Kollektivs, die im Alltag als meist unbemerkte Orientierungsfolie genutzt werden. Vertiefend ging sie dabei auf zwei Aspekte ein: Zum einen sind Gattungen kulturell unterschiedlich; dies demonstrierte sie am Vergleich von wissenschaftlichen Vortragspraktiken und an Praktiken im Umgang zwischen Lehrenden und Studierenden an universitären Einrichtungen in Deutschland und China. Sie zeigte auf, wie die kulturell unterschiedlichen Lösungsmuster für kommunikative Aufgaben im Kulturkontakt miteinander kollidierten.



Prof. Dr. Arnulf Deppermann

dieren können. Zum anderen ging sie auf Gattungen als Kontext für spezifische grammatische Konstruktionen ein. Im Umkehrschluss betonte sie, dass grammatische Muster wiederum auch zur Kontextualisierung spezifischer Gattungen beitragen können. Als Beispiele hierfür führte sie „dichte Konstruktionen“¹, also Konstruktionen ohne finite Verbform an, die überwiegend in der gesprochenen Sprache verwendet werden, und bipolare Fragen, hier am Exempel des Speeddatings.

Anschließend sprach **Margret Selting** (Potsdam) über Praktiken des Sprechens und Interagierens im Gespräch aus der Sicht von Konversationsanalyse und interaktionaler Linguistik am Beispiel des konversationellen Erzählens. Zunächst definierte sie Praktik als eine routinemäßige Verwendung von sprachlichen Einheiten, wobei sprachliche Ressourcen auf die Konstruktion bestimmter Handlungen spezialisiert sind. Diese Verbindung demonstrierte sie an Aufnahmen von Belustigungs- und Beschwerdeerzählungen, an denen sie zeigte, dass in beiden Fällen verbale, vokale und visuelle Ressourcen, wie Va-

riierung der Tonhöhe oder Mimik, genutzt werden, um den Höhepunkt einer Erzählung mit erhöhter emotionaler Beteiligung anzukündigen, herzustellen und zu kennzeichnen, um damit den Zuhörer auf die von ihm erwartete Reaktion vorzubereiten. Als dritter Vortragender des Vormittagsblocks referierte **Reinhard Fiehler** (IDS) über kommunikative Praktiken als Grundformen der Verständigung. Er erklärte, dass jede Gesellschaft über ein Repertoire kommunikativer Praktiken verfüge, das einem historischen Wandel unterliege. Jede Form von Sprechen und Schreiben basiere auf diesen kommunikativen Praktiken. Mündliche oder schriftliche Kommunikation seien nicht frei und voraussetzungslos, sondern stets eine Realisierung einer Praktik, beispielsweise der Praktik eines Bewerbungsschreibens. Praktiken beziehen sich auf Aufgaben und folgen Handlungsschemata. Um an kommunikativen Praktiken teilnehmen zu können, ist es notwendig, ihre Regeln zu kennen. Das Erlernen der Regeln immer wieder neuer Praktiken sieht er als eine lebenslange Aufgabe. Nachmittags sprach **Stephan Habscheid** (Siegen) über Handeln in der Praxis und die Hinter- und Untergründe situierter

sprachlicher Bedeutungskonstitution. Als Datengrundlage für seinen Vortrag nutzte er Tonbandaufnahmen von Foyer-Gesprächen nach Theaterbesuchen des von ihm geleiteten DFG-Projektes „Theater im Gespräch. Sprachliche Kunstaneignungsaspekte in der Theaterpause“. Durch diese Datengrundlage bedingt lag der Fokus des Vortrags auf der Praktik des Bewertens, insbesondere des Bewertens von Kunst. Habscheid hob hervor, dass Praktiken flexibel und kontextgebunden eingesetzt werden und dass sie sich in einem Spektrum zwischen nicht reflektierter Routine und absichtsvoll-strategischer Verwendung bewegen. Beispielhaft stellte er an einem Gesprächsmitschnitt vor, wie die gesellschaftlich riskante Aufgabe des Bewertens von Kunst gelöst wird: Es wird auf die Praktik zurückgegriffen, mit sehr vagen und sozial ‚ungefährlichen‘ Meinungen zu beginnen, um erst anhand der Reaktion des Gesprächspartners gegebenenfalls zu eindeutigeren Wertungen zu gelangen. Diskutiert wurde, ob dies vielleicht auch ein Merkmal eines speziellen bildungsbürgerlichen kulturellen Stils sei.

Im folgenden Vortrag von **Wolfgang Imo** (Essen) ging es um Praktiken und Konstruktionen des Zweifels. Er trennte zwischen Praktiken und Konstruktionen des Zweifels als Problemlösungsroutinen zum Bearbeiten von Zweifeln. Beides

untersuchte er in authentischen Gesprächen in deutscher Sprache. Als Praktiken des Zweifelns isolierte er dabei verschiedene argumentative Strategien wie Gegenargument, Nachfragen, Pausen oder nonverbale Signale (Lachen). Als Konstruktionen sah er kognitive Verben (*glauben, nicht wissen*), Partikeln (*ach, naja*), bestimmte Routineformen oder feste Floskeln (*Der eine sieht es so, der andere sieht es so*) und Adverbien (*eigentlich*). Dabei betonte er, dass der Übergang zwischen Praktiken und Konstruktionen fließend und eine scharfe Trennung nicht sinnvoll sei. Für seine Untersuchung nutzte er ein Korpus von 3,5 Stunden Alltagsgesprächen (Privatgespräche, Radio- und Fernsehsendungen), in denen in 63 Fällen von den Interagierenden Zweifel verhandelt wurde. Seine Studie sah er daher als qualitative, explorative und nicht repräsentative Studie.

Den ersten Tag beschloss **Juliane Schröter** (Zürich) mit ihrem Vortrag über das Konzept der Praktik

in der Analyse historischer Verabschiedungen. Zunächst erklärte sie, dass der Begriff ‚Praktik‘ sich aufgrund seiner vielfältigen Interpretationen besonders gut für die Erfassung pragmatischer Untersuchungsgegenstände eigne, die sich schlecht in etablierte Kategorien fügen. Als etablierte Kategorien sah sie beispielsweise Sprechakte, kommunikative Gattungen oder Rituale. Am Beispiel (historischer) Verabschiedungen definierte sie Praktiken nicht als kommunikative, sondern soziale Strukturen. Praktiken versteht sie als Verbindungsglied zwischen Handeln und Kultur. Es sei die Stärke des Konzeptes, dass es die Emergenz von Kultur aus den sprachlichen Handlungen zugänglich mache. Als Korpus für ihre Untersuchungen nutzte sie diverse Textquellen wie Briefe oder Stammbucheinträge. An ihnen arbeitete sie die Praktiken des Verabschiedens im 19. Jahrhundert heraus. Sie stellte fest, dass es im Lauf des 20. Jahrhunderts zu einem zunehmenden Rückgang des Erinnerungsmanagements komme und diskutierte mögliche kulturelle Bedingungen dieses Wandels. Anschließend lud in bewährter Tradition das IDS zu seinem Begrüßungsabend ein.

Die ersten beiden Vorträge am Mittwoch befassten sich mit gestischen Praktiken. Zunächst hielt **Anja Stukenbrock** (Jena) einen Vortrag über deiktische Praktiken, die sich zwischen Interaktion und Grammatik bewegen. Dabei ging

sie der Ausgangsfrage nach, was wir – sowohl der, der zeigt, als auch der Adressat des Zeigeanaktes – miteinander tun, wenn wir erfolgreich zeigen. Anhand von Videoaufnahmen aus Alltag und Medien zeigte sie diverse Zeigepraktiken und ihre Unterscheidungen auf. Dabei kann neben dem Zeigen auf Sichtbares (*demonstratio ad oculos*) auch auf Nicht-Anwesendes (*Deixis am Phantasma*) gezeigt werden, indem dieses aus dem Vorstellungsraum in den Wahrnehmungsraum hereingeholt wird. Dabei werden ähnliche Zeigegesten (Blick und Gestik) wie bei der *demonstratio ad oculos* verwendet. Wichtig sei dabei, dass der Rezipient die Zeigegeste als semiotischen Ausdruck versteht. Stukenbrock diskutierte weiterhin, wie Varianten des Zeigens für spezielle Zeigziele (Daumen für Personen oder kleiner Finger für kleine Objekte/Flächen) eingesetzt werden.

Anschließend referierte **Jürgen Streeck** (Austin, Texas / USA) über Praktiken sprachlich-gestischer Gestaltung, die er am Beispiel der Koordination von Handgesten und Äußerungsformen in multimodalen Darstellungen illustrierte. Er betonte anfangs, dass Praktiken nicht immer kommunikativ eingesetzt werden, um Verständigung zu ermöglichen, sondern manchmal auch der Selbstorganisation des Akteurs dienen. Dabei ging er auf vier Punkte ein, die er mit reichlichem, sprach- und kulturübergreifendem Filmmaterial illustrierte: 1. Praktiken als Handlungsmethoden wie das Zusammenspiel gestischen Zeigens, des Blicks auf die Geste und



Oberbürgermeister Dr. Peter Kurz verleiht Prof. Dr. Damaris Nübling den Konrad-Duden-Preis



Der IDS-Chor beim Begrüßungsabend am IDS

der Verwendung des modalen so. 2. gestische Beschreibungspraktiken, die er nur kurz anriss. 3. Gesten als abstrahierte Praxis, wie beispielweise das Gestikulieren am Telefon oder abstrakte pragmatische Gesten wie Schulterzucken, die kein konkretes Zeigeziel beinhalten. Und 4. die kulturelle Veränderung von Einleitungen zitierter Rede am Beispiel der Entstehung neuer Quotative. Dies führte er beispielhaft an der Verwendung von *like* als Wortsuchindikator vor, die es im Englischen zunächst nicht gab, dann aber nach dem Beispiel anderer Sprachen ausgebildet wurde. Sein Ziel war es, zu zeigen, wie multimodale Konstruktionen als Sedimente multimodaler Praktiken entstehen.

Den dritten Vortrag am Mittwochmorgen hielt **Axel Schmidt** (IDS) über die Ränder der Praktiken am Beispiel von körperlicher Eigendynamik und ihrer Funktionalisierung im Reality-TV. Er ging der Frage nach, welche Formen von Verhalten nicht sinnvoll als kommunikative Praktiken zu fassen sind und wie man mit diesen konzeptionell umgehen kann. Reality-TV eignet sich dafür besonders, weil es einerseits massiv auf körperliche Eigendynamik setzt („Grenze nach unten“), die aber andererseits auf der Grundlage hochgradig inszenierter Situationen zustande kommt („Grenze nach oben“). Daran demonstrierte er, wie

körperliche und sprachliche Verhaltensweisen ineinandergreifen, beispielsweise ein Würgereflex und die verbale Erklärung der körperlichen Reaktion. In seinem Vortrag betonte er die Praktik als mittleren Bereich des routinehaften sinnvollen Handelns zwischen Inszenierungsresistenzen, wie körperliche Gestaltungshindernisse und Zwänge, als untere und Überformungen des naturwüchsigen Handelns durch strategische Inszenierungen als obere Grenze ein.

Den Nachmittag eröffneten die Soziologen **Hubert Knoblauch** und **René Tuma** (beide Berlin) mit ihrem Vortrag über die Videoanalyse der Videoanalyse in Verbindung mit kommunikativer Praxis und kommunikativem Handeln. Am Videobeispiel von Power-Point-Präsentationen definierten sie Praktiken als routinierte körperliche Handlungen, die Menschen in Bezug auf Objekte und Technik vollziehen. Die Autoren setzten sich kritisch mit der soziologischen Praxistheorie von Schatzki und Reckwitz und ihrer Ablehnung eines handlungstheoretisch-interpretativen Praktikenbegriffs auseinander. Die (Video-)Analyse von Praktiken erfordere, so Knoblauch, dass Praktiken mehr als nur beobachtbares Verhalten sind und in Handlungen

übersetzt werden können. Er schlug vor, Praktiken als Formen des kommunikativen Handelns zu verstehen, da praktisches Handeln nur so angemessen in seiner Konstitution und in seinem Verständnis durch Interaktionsteilnehmer zu analysieren sei. Anschließend sprach **Doris Tophinke** (Paderborn) über die „praktische“ Kultur des Graffiti. Sie hielt ein angemessenes Graffitiverständnis nur dann für möglich, wenn man den praktischen soziokulturellen Hintergrund und die körperlich-handwerkliche Bindung sowie die Kontextualisierung von Graffiti mit betrachtet. Datengrundlage waren 50.000 Graffiti-Aufnahmen der Polizei aus dem Stadtgebiet Mannheim von 1998 bis 2014. Graffitis trennte sie in *Tags*, die linienförmige Signaturen darstellen, und *Writings / Styles*, die deutlich ausgearbeiteter sind. Beide Graffitiformen sind von der komplexen Beteiligungsstruktur der Produzenten, anderer, rivalisierender Gruppen und der weiteren Öffentlichkeit bestimmt. Sie stellte heraus, dass die Graffitiszene durch verschiedene kommunikative Praktiken wie einem eigenen Vokabular oder einer ‚Battlekultur‘ mit eigenen Regeln geprägt ist. Auch wenn die Ausprägung eines eigenen ‚Styles‘ den Sprayern wichtig ist, ist die Szene nicht spontan-chaotisch, sondern sie orientiert sich an geteilten Praktiken. Sie sei damit auf ihre Art konservativ, da sich die hauptsächlichen Merkmale seit den 1980ern nicht mehr verändert hätten.

Den letzten Vortrag am Mittwoch hielt **Joachim Scharloth** (Dresden) über das Modellieren von Praktiken und die Anwendungsfelder einer datengeleiteten Korpuspragmatik. Der Vortrag beschäftigte sich damit, wie man kommunikative Praktiken anhand eines Modells, bestehend aus einem Set von Variablen und einer Menge logischer und/oder quantitativer Regeln, die die Beziehungen dieser Variablen untereinander beschreiben, nachempfinden und nachbauen kann. Er stützte sich dabei auf ein Korpus, das er aus den Beiträgen eines Internet-Forums zu Trennungserlebnissen gewonnen hatte und das 4.210.813 Wörter aus dem Zeitraum von 2007 bis 2010 umfasste. Aus diesem Korpus extrahierte er Sprachhandlungsmuster, die er mit Sprechakten annotierte, um daraus Muster zur Abfolge von Aussagen sowie der ersten Antwort auf Beiträge zu gewinnen. Daraus entstanden Dialog-Sequenzmuster, die er in Sequenzcluster gliederte. Aus diesen lässt sich im Idealfall ein Modell entwickeln, mit dem sich natürlichsprachliche Dialoge simulieren lassen.

Die drei Vormittagsvorträge des letzten Tagungstages beschäftigten sich mit medienvermittelter Kommunikation. Zuerst sprach **Thomas Gloning** (Gießen) darüber, wie neue mediale Formate die kommunikative Praxis in der Wissenschaft verändern. Dies stellte er an vier Beispielen aus der Wissenschaftsgeschichte dar. Zunächst widmete sich Gloning dem Buchdruck, der

die Vorlesungspraxis an den hochmittelalterlichen Universitäten vom Vorlesen zum Interpretieren des nun jedem vorliegenden Textes verschob. Als zweites diskutierte er das Entstehen der Zeitschriften im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert, die die Struktur wissenschaftlicher Kontroversen veränderten und neue Textsorten, wie Aufsätze oder Rezensionen, entstehen ließen. Drittens sprach er die Mikrofotografie an, die eine ganz neue Beweisgrundlage für medizinische Theorien schuf. Als vierte Entwicklung griff er die Multimodalisierung von Lehr- und Fachbüchern auf. In der modernen Forschung zeigt sich gegenwärtig ein Trend zur Digitalisierung, die die Wissenschaftskommunikation und -praxis entscheidend verändert hat, beispielsweise digitale Korpora, Mailinglisten, Open Peer Reviews oder Wissenschaftsblogs. Gloning betonte, dass man *Praktik* nicht als neuen Superbegriff brauche, da es bereits differenzierte Begriffe gebe, um die unterschiedlichen Aspekte des kommunikativen Handelns zu beschreiben.

Anschließend referierte **Michael Beißwenger** (Dortmund) über Praktiken in der internetbasierten Kommunikation, ihre linguistische Modellierung und ihre korpuslinguistische Auswertung. Anhand von Beispielen zeigte er, dass sich die Praktiken der Kommunikation via Internet nicht nur von den Praktiken der schriftlichen Kommunikation, sondern auch von den Praktiken der mündlichen Kommunikation unterscheiden (beispielsweise durch die Zeitlichkeitsbedingung) und wie sich medial-techni-

sche Realisierungsbedingungen auf Praktiken auswirken. Aus einem Korpus von 11,5 Stunden Beobachtungsdaten kommunikationsbezogener Aktivitäten von 17 Personen an Computern arbeitete er vier Praktiken der internetbasierten Kommunikation heraus: Praktiken, die sich für alle außer für den Ausführenden unsichtbar vollziehen (beispielsweise kontextsensitives Revidieren von Chatnachrichten, bevor sie abgeschickt werden), Praktiken, die Praktiken der gesprochenen Kommunikation nachbilden (beispielsweise Splitting von Botschaften in Chatnachrichten, um die Aufmerksamkeit für den Beitrag zu sichern), Praktiken, mit denen zur Bearbeitung kommunikativer Aufgaben Sequenzstrukturen hergestellt werden, die nicht den zeitlichen Verlauf abbilden (beispielsweise Zitieren von Vorgängerbeiträgen in *threads*) und Praktiken mit denen Kontexte und sequenzielle Bezüge nachträglich verändert werden (beispielsweise Editieren von Kommentaren oder Facebookposts als Kontextoptimierung).

Jannis K. Androutsopoulos (Hamburg) sprach über mediatisierte Praktiken und die Rekontextualisierung von Rezeptionskommunikation in den sozialen Medien. Dabei befasste er sich vor allem mit der Verlagerung sprachlich-kommunikativer Praktiken in den öffentlichen digitalen Raum. Als empirisches Gerüst und Datengrundlage benutzte er zwei Fallstudien: 11.188 öffentliche Tweets auf Twitter zu zwei Tatortfolgen und die

Kommunikation in den Kommentaren zu den Posts der Tagesschau-Facebook-Präsenz. Er kam zu dem Ergebnis, dass mediale Rahmenbedingungen, beispielsweise Beschränkung der Tweetlänge auf 140 Zeichen oder Kennzeichnung der Temporalität, bestimmt wird, und dass mediale Praktiken Rekontextualisierung und Wandel unterworfen seien. Dabei gebe es zwei Spielarten mediatisierter Praktiken: Rekontextualisierung einer bereits eingespielten Praktik und Erweiterung eines bereits bestehenden Praktikengefüges auf der einen, sowie Entstehung eines neuen Praktikengefüges durch Verknüpfung unterschiedlicher Ressourcen und allmählicher Routinisierung aus dem Gebrauch heraus auf der anderen Seite.

Die beiden Nachmittagsvorträge beschäftigten sich mit Praktiken des Schreibens. Zunächst sprach **Daniel Perrin** (Zürich) über die empirische Erforschung der Textproduktions-Praxis von Journalisten und die Vorgänge vor und nach dem Schreiben. Dabei nahm er Praktiken der Textproduktion außerhalb der fest fokussierten Phasen ‚planen‘, ‚formulieren‘ und ‚überarbeiten‘ in den Blick und zeigte das Zusammenspiel diverser Praktiken bei der Textproduktion. Praktiken sind für ihn die Realisierung der als Schreibstrategie getrof-

fenen Entscheidungen. Datengrundlage waren 50.000 Schreibprozesse, die seit 1995 erfasst wurden, indem sich 190 Journalisten je eine Woche per Software bei der Textproduktion aufnehmen ließen. Anschließend wurden die Journalisten zu ausgewählten Prozessen interviewt. Dies half, die Praktiken zu kontextualisieren. Perin teilte den Schreibprozess in vier Phasentypen ein: ‚walking‘ als lineare und ‚dancing‘ als etwas unsichere Praktiken des Schreibflusses, ‚skipping‘ als Praktik des Nachdenkens und ‚jumping‘ als Praktik des Textumbaus.

Die Tagung schloss **Helmuth Feilke** (Gießen) mit einem Vortrag über literale Praktiken und literale Kompetenz. Zunächst betonte er, dass für die Entwicklung der Sprachkompetenz nicht das geschriebene und gesprochene Medium Sprache und die Kenntnis davon ausschlaggebend sei, sondern literale Praktiken, also institutionell und kontextuell festgelegte Formen des Gebrauchs von Sprache und Schrift. Dazu ging er auf drei Spracherwerbspraktiken ein: proliterale, schulische und wissenschaftliche literale Praktiken, die zeigen, dass sich die Konzepte von sozialen und literalen Praktiken produktiv verbinden lassen, um die Aneignung von literaler Kompetenz zu erklären. An den wissenschaftlichen Praktiken kann zum Beispiel der Zusammenhang von Kultur (Domäne mit ihrer Wertorientierung), Handlung (Textproduktionshandlung) und sprachlicher Strukturbildung (beispielsweise Zitatkonstruktionen) gezeigt werden.

In seinem Schlusswort dankte **Ludwig M. Eichinger** allen Referenten, Organisatoren und Helfern der Tagung. Außerdem lud er zur 52. Jahrestagung ein, die vom 8.-10. März 2016 wieder im Congress Center Rosengarten stattfinden und von der Abteilung Grammatik ausgerichtet werden wird. Das Thema wird noch bekanntgegeben.

Literatur

Günthner, Susanne/Knoblach, Hubert (2006): Grammatische Analysen der kommunikativen Praxis – ‚Dichte‘ Konstruktionen in der Interaktion. In: Deppermann, Arnulf/Fiehler, Reinhard/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.): Grammatik und Interaktionen. Untersuchungen zum Zusammenhang von grammatischen Strukturen und Gesprächsprozessen. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung, S. 95-122.

Anmerkungen

¹ Zur Begriffserklärung siehe Günthner/Knoblach (2006).

Bildnachweis

Fotos: Annette Trabold, IDS.

„WIR WISSEN NICHT, WIE WIR MIT DIESEN KINDERN REDEN SOLLEN“ – FORSCHUNG FÜR EINE KINDERRECHTS-BASIERTE GESPRÄCHSPRAXIS

Ulrich Reitemeier war bis zum 31.3.2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Heidrun Schulze ist Professorin an der Hochschule RheinMain, Fachbereich Soziale Arbeit.

Kathrin Witek ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt BeKinBera.

„Beteiligung und Befähigung von Kindern und Jugendlichen im Beratungsprozess“ – ein gesprächsanalytisch konzipiertes Praxisforschungsprojekt im Kontext des Kinderschutzes und der reflexiven Professionalisierung

Beratung gilt als ein spezialisierter professioneller Handlungstypus in psychosozialen und pädagogischen Fachdisziplinen. Der eigentliche Akt des Sprechens wird allerdings in Beratungskonzepten meist vernachlässigt. Dies gilt insbesondere für das Beratungsgeschehen mit Kindern und Heranwachsenden. Das Praxisforschungsprojekt „Beteiligung und Befähigung von Kindern und Jugendlichen im Beratungsprozess“ (kurz: BeKinBera)¹ unter der Leitung von Heidrun Schulze (Hochschule Wiesbaden) hat sich zur Aufgabe gemacht, nicht nur zu einem empirisch fundierten Verständnis kommunikativer Schwierigkeiten in diesen Beratungsprozessen zu gelangen, sondern auch Anregungen und Konzepte zur Veränderung der bestehenden Gesprächspraxis in der psychosozialen Betreuung und in der Beratungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen zu entwickeln. Das mit Mitteln des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst geförderte Praxisforschungsprojekt greift die Forderungen der UN-Kinderrechtskonvention nach ‚development rights‘ („Befähigung“) und ‚participation rights‘ („Beteiligung“) auf und versucht, einen Beitrag zur Umsetzung dieser Konventionen in der psychosozialen Gesprächspraxis zu leisten.

Die konkrete kommunikative Verständigung zwischen Erwachsenen und Kindern als Akt der Koproduktion sozialer Wirklichkeit und der darin stattfindenden interdependenten Identitätsherstellung zu „Kindsein“ bzw. „Erwachsensein“ wurde bisher weder in der Gesprächsforschung noch in der Beratungsforschung systematisch reflektiert. Die Herausforderung, vor denen Professionelle wie auch Forscherinnen und Forscher hier stehen, ist, wie in einer der wenigen konversationsanalytischen Studien im Bereich Kinderberatung ausgeführt wird, die Kinder nicht in normativen Entwicklungsphasen zu sehen, die sie zwingend zu durchlaufen haben, um ‚kompetent‘ zu werden und die Komplexität von Interaktionen zu verstehen. Kernfrage einer sich auf die Interaktion zwischen Erwachsenen und Kindern beziehenden Gesprächsforschung ist, wie sich die ganz unterschiedlichen Relevanz- und In-

terpretationsrahmen und die verschiedenen Überzeugungen davon, was moralisch richtig und falsch ist, im konkreten Sprechen offenbaren und wie sie sich auf die Beteiligung der jeweiligen Akteure auswirken (vgl. Hutchby 2007, S. 11f.).

WIE OFFENBAREN SICH VERSCHIEDENE ÜBERZEUGUNGEN, WAS MORALISCH RICHTIG UND WAS FALSCH IST, IM KONKRETEN SPRECHEN?

Anknüpfend an die Kritik aus der neuen Kindheitsforschung fokussiert das Forschungsprojekt auf die empirische Interaktion von Kindern und Erwachsenen – es zielt nicht auf universelle Erkenntnisse *über* Kinder. Dazu wurden Kooperationspartner aus der pädagogischen und psychosozialen Praxis ganz eng in die Forschungsarbeit miteinbezogen,² und um die Forschungsarbeit an dem für wissenschaftliche Untersuchungen von Interaktionsordnungen und sprachlich-kommunikativen Prozesse etablierten Forschungsansatz, der Gesprächsanalyse, auszurichten, wurde die Kooperation mit Ulrich Reitemeier gesucht, der sich im Rahmen des IDS-Projektes „Professionelles Handeln in der Interaktion“ mit Ausbildung in der sozialen Arbeit befasst. Im Folgenden erläutern wir die Ausgangsorientierungen und Untersuchungsinteressen dieses Praxisforschungsprojektes und stellen dar, wie mit Hilfe gesprächsanalytischer Befunde und vom Standort der „Narrativen Praxis“ (im Original: ‚Narrative Therapy‘) aus ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung einer reflexiven Professionalität (vgl. Schön 1983) als Voraussetzung einer kinderrechtsbasierten Gesprächspraxis geleistet werden soll.

Traumatisierte Kinder und Jugendliche in der Interaktion mit psychosozialen Fachkräften

Die Traumatisierung von Kindern und Heranwachsenden durch die Erfahrung familialer Gewalt ist ein Bestandteil gesellschaftlicher Realität, die Forschung hierüber ist jedoch ziemlich überschaubar. Neuere Studien

zu den Folgen traumatisierender Zeugenschaft von Kindern in häuslichen Gewaltvorfällen zeigen sehr deutlich, dass wiederholte Gewalt in Familien – z. B. gegen einen Elternteil oder Geschwister – auch zu Traumatisierungen bei den ‚zuschauenden‘ Kindern und Jugendlichen führen kann. In nahen Bindungen wie Eltern-Kind-Beziehungen identifizieren sich Kinder oftmals mit dem unmittelbar Gewalt erleidenden Elternteil. Sie erleben die beobachteten Schläge, als würden sie selbst geschlagen. Kinder, die in der Familie Zeugen der Gewalt gegen Elternteile und Geschwister sind, erleben oft selbst weitere Misshandlungen in Form von körperlicher und seelischer Gewalt, Vernachlässigung, Degradierung, Demütigung – nicht nur vom Misshandler, sondern auch vom erleidenden Elternteil. Neben der Traumatisierung durch die Zeugenschaft sind Kinder bei innerfamiliärer Gewalterfahrung meist mit dem Dilemma konfrontiert, dass der/die Täter/in auch ihre Bezugsperson ist. Sie leben tagtäglich mit dem/der Täter/in zusammen und haben quasi keine Chance, sich von der Extremerfahrung zu erholen.

KINDER, DIE IN DER FAMILIE ZEUGEN VON GEWALT SIND, ERLEBEN OFT SELBST GEWALT

In vorausgegangenen Lehrforschungsprojekten an der Hochschule RheinMain hatte sich herausgestellt, dass Kinder in Kinderschutzverfahren oftmals nicht angehört oder als Akteure ernst genommen werden. Auch zeigte sich, dass studentische Interviewerinnen und Interviewer Interviews mit Kindern abbrechen oder abrupt neue thematische Fokussierungen vornahmen, da sie die Erzählungen der Kinder über die Gewalt in der Familie und gegen sie selbst nicht aushielten. Ferner wurden sozialpädagogische Fachkräfte zu ihren Erfahrungen mit und zu ihren Sichtweisen gegenüber Kindern in Kinderschutzmaßnahmen (konkret: in Frauenhäusern) befragt. Hier konnte eine Praxis der Eigenschaftszuschreibungskonzepte nach den Mustern „die Kinder sind ...“, und „die Kinder brauchen ...“ beobachtet werden. In solchen essentialisti-

schen Definitionen kindlicher Bedürfnisse machte sich eine das Kind entmündigende Politik bemerkbar, eine mangelnde Bereitschaft oder Fähigkeit, sich für die singulären und kontextgebundenen Perspektiven und Bedeutungszuschreibungen der Kinder zu sensibilisieren. Andererseits zeigten sich die Fachkräfte rat- und hilflos hinsichtlich eines angemessenen Umgangs mit traumatisierten Kindern. „Wir wissen nicht, wie wir mit diesen Kindern reden sollen“ – so oder ähnlich lauteten oftmals Umschreibungen ihrer Schwierigkeiten im Umgang mit diesen Kindern.

HINSICHTLICH EINES ANGEMESSENEN UMGANGS MIT TRAUMATISIERTEN KINDERN SIND FACHKRÄFTE OFT RAT- UND HILFLOS

Richten Fachkräfte im Kontext von Gewalterfahrungen ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf die von den Kindern erlittenen traumatischen Erfahrungen und ihre (angenommenen) Folgen, so werden diese Kinder durch die Reproduktion des Opferdiskurses in der sozialtherapeutischen und pädagogischen Arbeit wiederholt viktimisiert und in ihrer existenziellen Anerkennung als Subjekt vergessen – eine Wiederholung der familialen Gewaltsituation, in der sie zu Objekten von Erwachsenen degradiert werden. Es muss daher als eine zentrale Aufgabe der Fachkräfte angesehen werden, Kindern aus dieser Objekt-Position herauszuhelfen, indem sie ihnen und ihren Bedürfnissen wie auch Wünschen eine unterstützende Stimme geben. Sie müssen den Kindern Anwältinnen und Anwälte sowie „Sprachunterstützerinnen und Sprachunterstützer“ sein gegenüber allen anderen Beteiligten, auch den Eltern, um das verbrieftete Recht der Kinder auf Beteiligung, das Recht auf Gehörtwerden, real in der konkreten Begegnung durchzusetzen.

Kinderschutzpolitik und kinderrechtsbasierte Gesprächspraxis

Die neue Kindheitsforschung versteht Kinder als Akteure, die ihre Lebenssituation wie auch Interaktionssituationen aktiv gestalten (vgl. Bock 2010, S. 32). Sie sucht Kinder nicht mehr in ihren Unterschieden zu Erwachsenen und in ihren Entwicklungsstufen wahrzu-

nehmen, sondern fasst sie als selbsttätig lernende Subjekte auf, welche sich im Prozess der Bewältigung konkreter Lebensbedingungen aktiv ein Selbst- und Weltverständnis aneignen. Somit werden Kinder als Seiende und nicht als Werdende aufgefasst. Ebenso wie neuere Ansätze empirischer Kindheitsforschung (Forschung nicht über, sondern mit Kindern) sind auch die Bemühungen um Qualitätsentwicklung der psychosozialen Praxis in dem gewandelten Kindheitsverständnis verankert.

KINDER SOLLEN ALS AKTEURE VERSTANDEN WERDEN, DIE IHRE LEBENSITUATION UND INTERAKTIONEN SELBSTTÄTIG GESTALTEN

Der Paradigmenwechsel im Blick auf Kindheit und ‚empirische‘ Kinder ist eng an nationale und internationale Diskurse im Kontext der UN-Kinderrechtskonvention angebunden.³ Eine an der Umsetzung der UN-Konvention orientierte Gesprächspraxis geht von einer Verstehens- und Handlungsfähigkeit von Kindern aus. Das Konzept der kinderrechtsbasierten Gesprächspraxis fordert dazu auf, sich Fragen zu stellen wie die nach der konkreten Beteiligungspraxis von Kindern, der kommunikativen Herstellung des Rederechts, der Herstellung von Transparenz, nach der Dominanz von Themensetzungen und nach den Auswirkungen expertokratischer Deutungshoheit in Mikroprozessen, damit Art. 12 der UN-Kinderrechtskonvention nicht nur programmatische oder moralische Haltung bleibt.

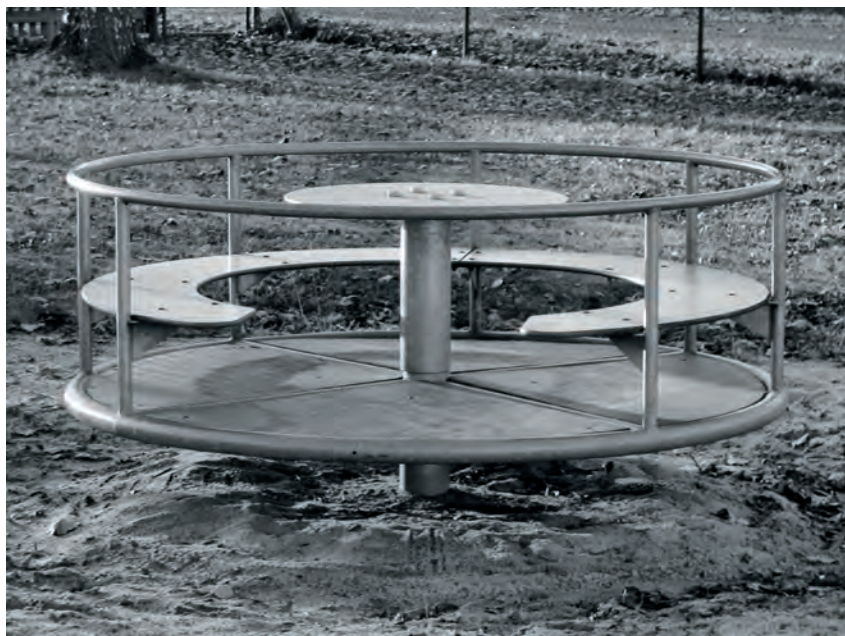
VIELE KINDER ERLEBEN IN IHRER LEBENSWEIT KAUM EINEN BEZUG ZU KINDERRECHTEN UND DEM DARIN VERANKERTEN „ACHTUNGSANSPRUCH“

Der 13. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung (BT-Drs-16/12860, 2009)⁴ betont, dass der außerschulische – und damit pädagogische wie psychosoziale – Bereich im Hinblick auf eine Befähigung zur selbstverantwortlichen Lebensführung dringend weiterzuentwickeln ist (ebd., S. 17). Damit ist die gesetzliche Verpflichtung verbunden, alle Kinder in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung u. a. zu fördern, indem Räume der Beteiligung und Selbstwirksamkeit geschaffen werden.⁵ Daraus resultiert der Anspruch,

Gesundheit im Sinne von sozialem, seelischem und körperlichem Wohlbefinden zu denken und entsprechende Unterstützungsfelder sowie professionelle Kompetenzen zu schaffen. Forschungen über die Praxis im Kinderschutz in Deutschland zeigen, dass viele Kinder in ihrer konkreten Lebenswelt (Familie, Schule, Kindertagesstätte) kaum einen Bezug zu Kinderrechten erleben und nicht den grundsätzlich darin verankerten „Achtungsanspruch“ erfahren, der sich in allen Artikeln der Kinderrechtskonvention widerspiegelt. Gerade im Bereich des Kinderschutzes gilt es aber, Kinder mit ihrem Realitätserleben, ihrer Wirklichkeitssicht und ihren Fähigkeiten systematisch mit einzubeziehen.

„Narrative Therapy“ – ein Rahmenkonzept kinderrechtsbasierter Gesprächspraxis

Die Forderungen der UN-Kinderrechtskonvention nach einer kinderrechtsbewussten Praxis, der Wandel des Kindheits-Verständnisses sowie die Hinweise aus der Praxis auf große kommunikative Schwierigkeiten in der psychosozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit Gewalterfahrungen waren wesentliche Eckpunkte bei der Konzipierung des Praxisforschungsprojektes. Da es in enger Zusammenarbeit *mit* der sozialpädagogischen Praxis und eben auch *für* diese Praxis durchgeführt werden sollte, bedurfte es eines Ansatzes, der eine enge Anbindung an das Ausbildungs- und Fortbildungsgeschehen in dieser Praxis vorzuweisen hat, und der insofern wegweisend ist, als er kommunikative Prozesse in Beratungs- und Therapiesituationen unter dem Primat einer stärkenden Identitätszuwendung Problembetroffener ins Visier nimmt. Der dazu entwickelte Ansatz der narrativen Praxis (vgl. Schulze 2014a und 2014b) ist hervorgegangen aus der biografieorientierten narrativen Gesprächsführung und ist eng verknüpft mit der Theorie und Praxeologie der ‚Narrative Therapy‘ (vgl. White / Epsom 2006; White 2009). Dieser zur Entwicklung personaler ‚Agency‘ und dialogischer Wissensbildung über sich selbst entwickelte Beratungsansatz zielt auf die Herausarbeitung verborgener Selbstwirksamkeitspotenziale. Er knüpft an Vygotskij (1934 / 2002) an, dessen tätigkeitsorientierte Entwicklungspsychologie die Rolle des Sprechens bei der Bildung von Bewusstsein um das eigene Selbst und bei kognitiven Bildungsprozessen betont.



In diesem Beratungsansatz wurde ein sensibles Fragegerüst zur Vermeidung von Retraumatisierungen und zum Aufbau eines Territoriums der Sicherheit und Handlungswirksamkeit durch das Neu-Erzählen („Re-authoring“) von Geschichten entwickelt. Im Zentrum steht dabei die Befähigung von Kindern und Jugendlichen durch das Erzählen bisher „untergeordneter“ bzw. aufgrund der Dominanz der belastenden Erlebnisse unterdrückter Geschichten. Für die Professionellen ist dies eine besondere kommunikative Herausforderung. Von ihnen wird nicht nur ein Sinn für die Wichtigkeit von Erzählungen gefordert, sondern auch Sensibilität dafür, neue Erzählfäden mit den Kindern und Jugendlichen zu entwickeln, in denen diese sich nicht nur als Opfer erleben, sondern ihre Widerständigkeiten als Fähigkeiten (an-)erkennen können.

**KINDERN UND JUGENDLICHEN SOLL
GEHOLFEN WERDEN, SICH NICHT MEHR
ALS OPFER ZU ERLEBEN, SONDERN IHRE
WIDERSTÄNDIGKEIT ALS FÄHIGKEIT
(AN-)ZUERKENNEN**

Denn diese oftmals nicht klar als solche verstehbaren Widerstandsreaktionen von Kindern verweisen darauf, was sie für wichtig halten, welche spezifischen Annahmen, Leitprinzipien, Hoffnungen, Träume, persönliche Einstellungen, eigene ethische Motive usw. sie haben. Gerade für Kinder und Jugendliche mit Gewalterfahrungen ist das ‚Gehörtwerden‘ und das Ermöglichen und Befähigen zum Sprechen über das, was sie bewegt und belastet, immens wichtig. Mit Mädchen und Jungen zu sprechen und ihnen zuzuhören in der Szenerie des ‚story telling‘ befähigt Kinder, sich gegenüber den eigenen Erfahrungen und Handlungen zu einem neuen Wissen über sich selbst zu bewegen. Durch eine sensible, dicht an den Erzählungen orientierte nachfragende Gesprächshaltung können Kinder darin unterstützt werden, eine handlungswirksame und fähigkeitsorientierte Zuwendung zu sich selbst aufzubauen.

Traumatisierte Kinder haben komplizierte, brüchige und widerspruchsvolle Bindungserfahrungen gemacht. Oftmals fühlen sie sich schuldig für das Geschehen und sehen sich selbst als wertlos und nutzlos an, wie beispielsweise die Äußerung eines 10-jährigen Mädchens in einer Kinderzufluchtsstelle zeigt: „Ich bin ein Nichts, ein Niemand, ich habe kein Recht, auf der Welt zu sein“. Um zur Selbst-Anerkennung fähig zu werden, sind diese Kinder auf das (Wieder-)Anknüpfen und Erleben ‚guter‘ Beziehungen angewiesen. Die Bereitschaft, Kindern gute, alternative Beziehungserfahrungen anzubieten, ist seitens der Fachkräfte dafür eine notwendige Voraussetzung. Es gilt in der Arbeit mit diesen Kindern also doppelt hinzuhören, um auch die verschütteten – nicht erzählten – Geschichten aufzuspüren (vgl. White 2009, S. 8ff.). Diese werden teils erst im „Abwesenden, jedoch Impliziten“ deutlich, d. h., Werte und Normen der Kinder erkennt man oft gerade in dem, was nicht gesagt wird, sozusagen in einer Spiegelung ihrer Erzählungen (ebd., S. 15ff.).

Die sozialpädagogisch inspirierte Programmatik der Beteiligung und Befähigung zur Teilnahme an Beratungs- und anderen Hilfeprozessen zielt insbesondere auf die Förderung von Erzählungen, in denen nicht beachtete Handlungsmöglichkeiten der Kinder identifiziert und narrativ ausgebaut werden. Voraussetzung dabei ist nicht ein objektivierendes Interesse am Kind, sondern, die Versprachlichung der Erfahrungen und Deutungen des Kindes als eigenen Bildungsprozess über sich und die Welt zu fördern. Wichtig ist, dass Fachkräfte Selbstdeutungsfähigkeiten von Kindern gegenüber ihren eigenen Handlungen unterstützen, etwa durch sensibles Fragen. Kinder sollen in ihrer Subjektivität und ihren sozialen Kontexten, in denen ihre Erfahrungen, Deutungen und Handlungen, kurz: ihre Geschichten, erst entstehen, ernst genommen werden. Sie sollen in ihrem aktuel-



len Sprechen in die Lage versetzt werden, ihre Erzählungen systematisch zu rekontextualisieren und auf neue Kontexte zu beziehen.

SPRACHE UND DER AKT DES SPRECHENS SPIEGELN NICHT DIE OBJEKTIVE WIRKLICHKEIT WIDER – SPRECHEN ERZEUGT EINE SOZIALE WIRKLICHKEIT

Zu betonen ist, dass es sich hier nicht um eine soziale oder kommunikative Technik handelt, sondern um die Grundannahme, dass Sprache und der Akt des konkreten Sprechens nicht die objektive Wirklichkeit repräsentieren oder spiegeln, sondern dass mittels Sprechen eine soziale Wirklichkeit erzeugt wird, in der laufend Identitätsarbeit, Selbstvergewisserung und (Selbst-) Bildung am Sozialen und im Sozialen durch Sich-in-Beziehung-Setzen und Auseinandersetzung mit der Welt und dem eigenen Selbst geschehen.

Eine solche narrative Arbeit als Akt der Wirklichkeitserzeugung dient dazu, Kinder in einer Weise erzählen zu lassen, die ihnen hilft, (wieder) zu einem guten Gefühl zu sich selbst zu gelangen, was ihnen durch die Erfahrungen von Erniedrigung und Verachtung oft verloren gegangen ist. Legen Fachkräfte hingegen die Aufmerksamkeit ausschließlich auf das von den Kindern erlittene Trauma und seine Konsequenzen, werden diese Kinder durch die Reproduktion des Opferdiskurses in der sozialtherapeutischen und pädagogischen Arbeit wiederholt viktimisiert und in ihrer existenziellen Anerkennung als Subjekt ‚vergessen‘ – eine Wiederholung der familialen Gewaltsituation, in der sie zu Objekten von Erwachsenen degradiert werden.

Die gesprächsanalytische Perspektive auf ‚Beteiligung und Befähigung‘

Der ‚Narrative Therapy‘ geht es um narrative Identitätsarbeit Problembetroffener in Beratungssituationen. Für das professionelle Handeln in solchen Situationen hat dieser Ansatz Leitlinien formuliert. Eine gesprächsorientierende Maxime zielt darauf, dass Berater, Therapeuten usw. darauf bedacht sein sollten, ein ‚Gerüst‘ aufzubauen, auf das sich das Evozieren und das Vertiefen narrativer Aktivitäten stützen kann. Auf ähnlich metaphorische Weise instruiert die in der Traumapäda-

gogik geläufige Formel vom „Finden des sicheren Ortes“ Berater und Therapeuten hinsichtlich ihrer kommunikativen Aufgaben und hinsichtlich anzustrebender Gesprächsbedingungen. Solche das Interaktionsverhalten und die Gesprächsführung der Fachkräfte orientierenden Maximen sind jedoch nicht so ausgearbeitet,

- dass sie Auskunft geben könnten darüber, was ein tragfähiges „Gesprächsgerüst“ oder einen „sicheren Ort“ in interaktions- und gesprächsstruktureller Hinsicht auszeichnen,
- dass sie Auskunft geben könnten darüber, welche Gesprächsstrategien und kommunikative Praktiken das Erstellen eines „Gesprächsgerüsts“, das Finden des „sicheren Ortes“ erschweren oder gar blockieren,
- auch sind diese Maximen nicht programmatisch darauf angelegt, selbstreflexive und quasi selbstlernende Auseinandersetzungen der Fachkräfte mit der eigenen Gesprächspraxis zu initiieren.

Zur Klärung dieser Fragen bedarf es eines Forschungsansatzes, der zeigen kann, wie Kinder/Jugendliche an Beratungs- und Hilfeprozessen faktisch beteiligt sind. Es bedarf einer gesprächsanalytischen Untersuchungsperspektive, die ‚Beratung‘, ‚Hilfe‘, ‚Beteiligung‘ usw. als sequenziell geordnetes und in Kontextualisierungsleistungen der Beteiligten hervorgebrachtes Geschehen transparent macht.

DIE AUSEINANDERSETZUNG MIT GESPRÄCHSWIRKLICHKEITEN IST DREH- UND ANGELPUNKT DER „REFLEXIVEN PROFESSIONALISIERUNG“ IN DER PSYCHO- LOGISCHEN PRAXIS

Sowohl die aus psychotherapeutischen und sozialpädagogischen Überlegungen hervorgegangenen als auch die an Kinderrechtskonventionen orientierten Leitvorstellungen für Situationen, in denen die Fachkräfte mit von Gewalterfahrungen betroffenen Kindern/Jugendlichen arbeiten, übergehen, dass es sich bei der Beteiligung und Befähigung von Kindern und Jugendlichen in Hilfeprozessen um interaktiv produzierte Verhältnisse handelt, die von den Akteuren in

ihren wechselseitigen Bezugnahmen aufeinander und in ihren je besonderen Aktivitäten hervorgebracht werden. Auf dem Weg zu einer kinderrechtsbasierten Gesprächspraxis sind empirische Erkenntnisse über die Konstitutionsbedingungen faktischer Gesprächsprozesse indes unverzichtbar. Sie sind wichtig für ein interaktions-theoretisch fundiertes Verständnis der Interaktionsordnungen, in denen „Beteiligung und Befähigung“ auf der Strecke bleiben, und eben auch jener Interaktionsordnungen, in denen „Beteiligung und Befähigung“ realisiert werden. Die analytisch-rekonstruktive Auseinandersetzung mit Gesprächswirklichkeiten ist zudem Dreh- und Angelpunkt der „reflexiven Professionalisierung“ in der psychosozialen Praxis.

Datengewinnung und Datenauswertung

In Zusammenarbeit mit den oben genannten sozialen Einrichtungen ist ein umfangreiches Korpus von Gesprächs- und Videoaufnahmen entstanden, das mit engem Bezug auf die erläuterten Untersuchungs- und Ausbildungsinteressen ausgewertet wird. Die Sichtung dieser Datenmaterialien in Analysesitzungen der Projektgruppe hatte im ersten Angang zur Aufgabe, Auffälligkeiten und Besonderheiten der Erzieherin-Kind-Interaktion bzw. der Berater-Jugendlicher-Interaktion zu registrieren. Die im Material entdeckten Phänomene wurden in ihrer fallspezifischen Brisanz betrachtet und in der Forschungsgruppe mit Blick auf grundlegende Erfordernisse des Gelingens von „Beteiligung und Befähigung“ diskutiert. Dabei schälten sich einige Beobachtungspunkte heraus, die von genereller Relevanz für das Zustandekommen oder aber das Blockieren von „Beteiligung und Befähigung“ der Kinder sind:

- die Herstellung von Beteiligungsidealitäten (insbesondere die Identitätspositionierung des Kindes/Jugendlichen),
- die Herstellung von Transparenz von Gesprächszielen und Rahmenbedingungen,
- der Gebrauch professioneller Kategorisierungsmittel und Deutungsmuster,
- das Vornehmen von Handlungsbewertungen und das Aufwerfen von Glaubwürdigkeits- und Moralfragen (in Bezug auf Kinder/Jugendliche),
- die Sicherstellung von Verstehen (unter den besonderen generationalen, intersektionalen und machtsymmetrischen Bedingungen),

- das Gesprächsengagement des Kindes bzw. des/der Jugendlichen (insbesondere vollzogene oder verhinderte Narrationen sowie andere Formen kommunikativen Beteiligtseins).

VON FACHKRÄFTEN WERDEN KINDER HÄUFIG ALS TRÄGER ENTWICKLUNGS-PSYCHOLOGISCHER DEFIZITE WAHRGENOMMEN

Wie Beteiligung im Sinne der kinderrechtsbasierten Gesprächspraxis auf der Strecke bleibt

Ausgehend von diesen generellen Beobachtungen wurden bei der Auswertung der Audio- und Videoaufnahmen vor allem – aber nicht ausschließlich (!) –interaktive Phänomene ausgemacht, die sich als Dokumente des Scheiterns, des Nicht-Zustandekommens, des Unterlaufens von „Beteiligung und Befähigung“ ansehen lassen. Dieser Suchprozess und die analytische Rekonstruktion der interaktiven Genese typischer Beteiligungsweisen steckt noch in den Anfängen. Daher beschränken wir uns hier darauf, grob die kommunikative Wirklichkeit zu skizzieren, auf die man stößt, wenn ausgehend von diesen Beobachtungen auf das faktische Gesprächsgeschehen geschaut wird.

a) das Kind als ‚Problemkind‘

In allen sozialen Einrichtungen, die sich an dem Praxisforschungsprojekt beteiligen, hat sich gezeigt, dass Kinder unter bestimmten Vorannahmen bzw. Problemhypothesen zu Interaktionspartnern gemacht werden. Man könnte auch sagen: In dem Moment, in dem die Fachkräfte mit Kindern reden, wirken Defizit-Definitionen. Das Kind wird als Träger familienstruktureller, sozialisatorischer, kommunikativer und entwicklungspsychologischer Defizite wahrgenommen, es wird mit ihm als einem ‚Problemkind‘ oder ‚Problemfall‘ umgegangen, es wird zu einem solchen gemacht. Entsprechende Praktiken sind beispielsweise:

- von Problemannahmen geleitete Befragungstechniken (etwa wenn nach dem persönlichen Kennenlernen gefragt wird: „Warum wohnst du im Frauenhaus?“)
- Erklären des Gesprächszwecks mit einer Mandatserteilung durch die Mutter (Beispiel: „Die

Mama war da und hat erzählt, dass manchmal also sie schreit Zuhause und es gibt manchmal Ärger und dann weinst du viel und dann magst du manche Sachen nicht so machen, stimmt dies?“)

- die Bestimmung einer Problemsituation unter Verwendung eines ethnischen Identitätskonstrukts (etwa wenn ein Jugendlicher darin bestärkt wird, sich fern zu halten von einer bestimmten Clique und ihm dies plausibel gemacht wird damit, dass er „zumindes ein halber Türke sei“).

Wenn Kinder zum ‚Problemkind‘ oder ‚Problemfall‘ gemacht werden, krankt ihre Beteiligung am Beratungsprozess daran, dass Statuszwänge wirksam werden. Das als ‚Problemkind‘ definierte Kind wird in seinen Beteiligungsmöglichkeiten festgelegt darauf, dass es ‚Problemträger‘ oder ‚Problemverursacher‘ ist.

b) Narrationseinschränkungen

Die Kommunikation mit der pädagogischen Fachkraft verläuft oft so, dass das Kind gar nicht erst in eine Erzählposition versetzt wird oder so, dass Themen, die das Potenzial für ausgebauten Erzählhandlungen hätten, als solche nicht genutzt werden, erzählunterstützende Aktivitäten ausbleiben oder der

Erzählfluss abgeblockt wird. Narrationseinschränkungen manifestieren sich aber nicht allein darin, dass Gelegenheiten zum Erzählen gar nicht erst geschaffen oder verpasst werden, sondern auch darin, dass das Kind selbst nur zögerlich oder gar nicht erzählen mag. Zu den Praktiken, mittels derer Narrationseinschränkungen produziert werden, gehört neben dem Verzicht auf Nachfragen auch die Überstrapazierung des Fragerechts sowie das Übergehen von Themenpotenzialen, die in Gesprächsaktivitäten und auch in impulsiven Handlungen von Kindern stecken. Wo Kinder und Jugendliche keine Erzählhaltung zu ihrer eigenen Erfahrungswirklichkeit einnehmen können, können – wie die Ausführungen zur ‚Narrative Therapy‘ gezeigt haben dürften – identitätsstärkende und eigene Handlungsmächtigkeit erkennende Prozesse schwerlich in Gang kommen.

EIN ALS ‚PROBLEMKIND‘ DEFINIERTES KIND WIRD IN SEINEN BETEILIGUNGSMÖGLICHKEITEN FESTGELEGT, WIRD NICHT SELTEN ZUM „PROBLEMVERURSACHER“

c) erwachsenenzentrierte Bedeutungsproduktion

Gespräche, die die Fachkräfte mit Kindern führen, werden in der Funktionsrolle einer psychosozialen Fachkraft bzw. aus der Erwachsenenperspektive geführt. Das bedeutet in der Regel, dass eine bestimmte Interaktionsordnung mehr oder weniger direktiv etabliert wird. Hier spielen Orientierungen bezüglich dessen, was und wie das Kind (in einem bestimmten Kontext) sein darf und wie es sein sollte, eine gewichtige Rolle. Erwachsenenzentrierung manifestiert sich u. a. darin, dass Situationsbedingungen und Handlungspläne in den Relevanzen Erwachsener erklärt werden, darin, dass Kommunikationsrollen und -aufgaben zugewiesen werden und einseitig festgelegt wird, wie weit auf Äußerungen und Verhaltensweisen der Kinder eingegangen wird, welcher Sinn ihnen beizumessen ist usw. Dabei geben Kinder und Jugendliche in ihrem Beteiligungsverhalten aber immer auch Hinweise auf eigene Lebensinhalte, Werthaltungen und Glaubenssätze, auf Anerkennungsbedürfnisse, auf Wünsche nach fairer und gerechter Behandlung, auf gehütete Sehnsüchte, Hoffnungen und Träume,



moralische Visionen darüber, wie die Dinge in der Welt sein müssen, auf bedeutsame Vorsätze der Lebensgestaltung usw. Rigide Vorannahmen darüber, ‚was dem Kind fehlt‘, ‚was es braucht‘, ‚wie es zu sein hat‘ usw. gepaart mit einem erwachsenenorientierten Stil der Gesprächsführung stehen einer Aufmerksamkeit für diese Themenpotenziale, entgegen.⁶

Im Dialog mit der Praxis

Die Rekonstruktionen der eben skizzierten und weiterer interaktiver Phänomene zielen darauf, sie begrifflich so zu fassen, dass sie den Dialog mit der Praxis anregen und Praxisreflexionen orientieren können. Die Praxistauglichkeit dieser Begriffe gründet darin,

- dass sie aus authentischen Dokumenten sozialpädagogischer Gesprächspraxis gewonnen wurden,
- dass sie interaktionstheoretisches Wissen vermitteln, indem sie auf grundlegende Aufgaben und Erfordernisse der Situationsgestaltung verweisen,
- diese Aufgaben und Erfordernisse in ihrer Funktionalität für das Zustandekommen von „Beteiligung und Befähigung“ zu erläutern
- dass sie die (Selbst-)Erforschung der kommunikativen Werkzeuge, mittels derer bestimmte Beteiligungsweisen von Kindern und Jugendlichen hervorgebracht werden, anregen.

Die Arbeit der Fachkräfte bedarf einer ständigen Reflexion der eigenen Standortgebundenheit, der eigenen Konstruktionen und impliziten Mythen über Kinder und Kindheit, die die Haltung Erwachsener gegenüber Kindern – in professionellen und nicht professionellen Beziehungen wie auch in der Politik – durch die Konstruktion von Kinderbedürfnissen beeinflusst. Es gilt, einen reflexiven Standort zu entwickeln, der Kinder grundsätzlich in ihren sinnhaften, sich auf die Welt beziehenden Handlungen als Subjekte wahrnimmt und nicht (nur) als bedürftige Wesen und pädagogische Objekte und als passive Opfer thematisiert.

Es geht also nicht um Gesprächsführungsmaximen für den Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen, die die Forscherinnen und Forscher den Praktikerinnen und Praktikern vorgeben. Es geht

um ein praxisinformiertes und dialogisches Lernen, es geht um Anstöße zur Selbstbeforschung und Selbstreflexion. Dabei sollen die Fachkräfte aber nicht auf sich allein gestellt bleiben.

NICHT GESPRÄCHSFÜHRUNGSMAXIMEN SOLLEN IM UMGANG MIT TRAUMATISIERTEN KINDERN HELFEN, SONDERN PRAXISINFORMIERTES DIALOGISCHES LERNEN

Dem Anspruch einer partizipativen und transparenten Arbeitsweise folgend wurden im Projekt „BeKinBera“ auch Datensitzungen mit Kooperationspartnerinnen und -partnern aus den Einrichtungen durchgeführt, in denen empirisches Material erhoben werden konnte. In diesen Sitzungen wurden die psychosozialen Fachkräfte in die Methode der Gesprächsanalyse eingeführt, und sie hatten Gelegenheit, sich mit Gesprächen aus ihrer Praxis mit einer gewissen Distanz zu befassen. Wie wir aus Rückmeldungen der Kooperationspartner erfahren konnten, bestand ein wichtiges Ergebnis dieser gemeinsamen Datensitzungen darin, dass ein Verständnis dafür geweckt werden konnte, dass es bei der Analyse nicht um eine Bewertung der Gesprächsführung der Fachkraft durch das Forschungsteam geht. Das Verständnis für „interaktive Herstellung des Gespräches“ durch beide Gesprächspartner (bzw. alle Beteiligten) veränderte auch den Blick auf Kinder und Jugendliche im Beratungs- und Hilfeprozess: Nicht mehr die Diagnosen und Psychologisierungen des kindlichen Handelns, die Kinder zu Objekten pädagogischer Praxis machen, waren das Interessante, sondern zu sehen, dass Kinder und Jugendliche durchaus als handelnde Subjekte agieren und den institutionellen Strukturen nicht ganz ohnmächtig ausgeliefert sind.

Ein Verständnis der Beratungsgespräche im Sinne einer Koproduktion von Erwachsenen und Kindern/Jugendlichen bringt eine Haltung mit sich, die dem Recht auf Beteiligung sehr viel näher kommt als ausgearbeitete Beratungskonzepte. Und anders als bei Beratungsleitfäden bleibt bei diesem Modell der Praxisreflexion eine Beweglichkeit erhalten. Zur Vermittlung dieser Beweglichkeit wurden mit Fachkräften aus der Praxis

bereits einige Kolloquien durchgeführt, weitere Veranstaltungen sind in Vorbereitung. Darüber hinaus werden die Forschungsbefunde für die Entwicklung von Lehrinhalten innerhalb der Hochschulausbildung wie auch zur Gestaltung von Weiterbildungsmodulen für pädagogische Fachkräfte genutzt. Damit soll ein wesentlicher Beitrag zur Weiterqualifizierung von psychosozialen wie pädagogischen Fachkräften in unterschiedlichen Arbeitsfeldern geleistet werden. Zu erzielende Kompetenzen sind: Führung von Beratungsgesprächen, Erkennen kindlicher Ressourcen und Vertiefung der Partizipation von Kindern in den Beratungsprozessen. Auch wird an der Hochschule Wiesbaden inzwischen eine Weiterbildung angeboten, die auf gesprächsanalytischer Basis reflexive Beratungskompetenz vermittelt.

Literatur

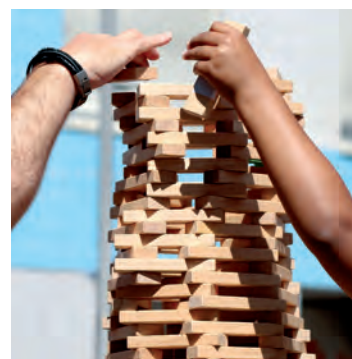
- Bock, Karin (2010): Kinderalltag – Kinderwelten. Rekonstruktive Analysen von Gruppendiskussionen mit Kindern. Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Hutchby, Ian (2007): The discourse of child counselling. Amsterdam: John Benjamins.
- Schön, Donald (1984): The Reflective Practitioner. How Professionals Think in Action. Alderhof: Ashgate.
- Schulze, Heidrun (2014a): Handeln, erzählen, verstehen. Bedingungen schaffen für das Sprechen und anerkennende Hören von Kindern, die Gewalt erlebt haben. In: *systema*, 28(1), S. 8-33.
- Schulze, Heidrun (2014b): Unsichtbares sichtbar machen. Zur Wiedererschließung von Handlungsfähigkeit traumatisierter Kinder und Jugendlicher im Beratungsprozess. In: Michaela Köttig et al. (Hg.): *Wahrnehmen – analysieren – intervenieren. Soziale Wirklichkeiten in der Sozialen Arbeit*. (= Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit 9). Opladen: Budrich, S. 173-184.
- Vygotskij, L. S. (2002): Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen. Weinheim: Beltz. [Russ. Original erschienen 1934].
- White, Michael/Epston, David (2006): Die Zähmung der Monster. 5. Aufl. Heidelberg: Carl Auer.
- White, Michael (2009): Kinder, Trauma und das (Wieder)erschließen von „unterdrückten“ Geschichten. In: *systema* 23(1), S. 7-24.

Anmerkungen

- ¹ Weitere Informationen zu diesem Projekt unter <www.bekinbera.de> .
- ² Kooperationspartner des Praxisforschungsprojektes sind Jugend- und Schulämter, Frauenhäuser, Erziehungsberatungsstellen und Traumapädagogen.
- ³ In der Kinderrechtskonvention (KRK; UN, 1989; <www.national-coalition.de/pdf/UN-Kinderrechtskonvention.pdf>) (letzter Zugriff 25.02.2015) wird die Beteiligung von Kindern in Kinderschutzmaßnahmen und das Recht der Kinder/Jugendlichen, in allen Belangen gehört zu werden, explizit gefordert (ebd.; Art. 12; im Januar 2014 wurde Deutschland wegen Nichteinhaltung vor dem UN-Ausschuss massiv kritisiert).
- ⁴ <<http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/16/128/1612860.pdf>> (letzter Zugriff 25.02.2015).
- ⁵ „Sozialisation bedeutet deshalb nicht nur Kompetenzerwerb, sondern auch Handlungsbefähigung im Sinne des Erlebens und Erfahrens einer erfolgreichen Wirkung des eigenen Handelns [...]. Um diese Erfahrung machen zu können, bedarf es Bedingungen, die es Kindern und Jugendlichen ermöglichen, sich selbst als wirkmächtig zu erfahren. Gerade deshalb gewinnt alles, was Teilhabe und Beteiligung von Kindern und Jugendlichen ermöglicht, in diesem Zusammenhang zentrale Bedeutung.“ (13. KJB, Deutscher Bundestag – 16. Wahlperiode – 239 – Drucksache 16/12860, S. 72).
- ⁶ Daher will das Praxisforschungsprojekt „BeKinBera“ Praxisreflexionen initiieren, die sich auf „mitgebrachte“ Situationsorientierungen, auf handlungsleitende Wissensbestände, auf pädagogische Konzepte und deren Einfluss auf das im Berufsalltag realisierte Interaktionsmanagement beziehen.

Bildnachweise

- Seite 27: Martin Berk_pixelio.de
 Seite 30 und 32: Helene Souza_pixelio.de
 Seite 28: Nicole Celik_pixelio.de



STADT – LAND – FLUSS ZUM GRAMMATISCHEN GESCHLECHT VON STÄDTE-, LÄNDER- UND FLUSSNAMEN

(aus „Grammatik in Fragen und Antworten“)

Wo Personen und Haustiere einen Eigennamen erhalten sollen, gilt eine einfache Regel: Das grammatische Geschlecht (Genus) des Namens entspricht dem biologischen Geschlecht des Benannten. Schwierigkeiten mit dem Genus ergeben sich hier allenfalls, wenn auch das biologische Geschlecht unklar oder nicht zu erkennen ist. Bei geografischen Objekten wie Städten, Ländern, Flüssen kann diese Regel schwerlich greifen. Sie werden zwar als Sachen betrachtet, doch deshalb keineswegs durchweg mit sächlichen Namen (mit Neutra) benannt.

Mag sein, dass in grauer Vorzeit die Wahl des Genus mythisch motiviert war, doch hier und heute sind solche Motive nicht länger nachzuvollziehen.

Muss man deshalb einzeln, Name für Name, lernen, welches Genus vorliegt? Die Antwort fällt nicht für alle Arten ‚geografischer‘ Objekte gleich aus:

Städtenamen

Bei Städtenamen fällt die Antwort gerade deshalb etwas schwer, weil sich die Frage im Alltag so selten stellt. Man erkennt erst einmal gar nicht, dass hier ein Problem vorliegen könnte. Städtenamen werden meist ohne vorangehenden, das grammatische Geschlecht anzeigenden Artikel gebraucht, und sie werden auch in nachfolgenden Sätzen nur selten durch Pronomina wie *er, sie, es* oder *dieser, diese, dieses* wieder aufgenommen, an denen man, gewissermaßen im Nachhinein, ihr Geschlecht erkennen könnte. Man kann den Namen einer Stadt ein Leben lang verwenden, ohne dass sich einem jemals die Frage stellt, welches Genus er eigentlich hat. Doch wenn man dem Namen ein schmückendes oder ein einschränkendes Attribut voran stellen oder die Stadt ‚personalisieren‘ will, kommt man nicht umhin, der Phrase einen Artikel voranzustellen und dabei dann das Genus zu bestimmen, also etwa:

Der greise Hans Sahl, ein anderer, dem **das verwinkelt-erwünschte Tübingen** zum Trost des Alters und vielleicht zur Heimat geworden ist? [Die Zeit, 15.3.1996]

Immer wieder fordert ein Retro-Fan, die Eisfabrikannten sollten bitte die tollen Sorten aus den Achtzigern wieder ins Programm nehmen. Ständig steht irgendwo, **das West-Berlin der Achtziger** sei einerseits unerreicht endzeitmäßig und deswegen andererseits unerreicht inspirierend gewesen. [Süddeutsche Zeitung, 29.4.2010]

Erst, als die korrigierende Durchsage ertönte: „Entschuldigung, willkommen auf dem Hauptbahnhof Mannheim“, da war das Leben wieder gelotet, der Alltag wiederhergestellt, ein Lebenssinn wieder erkennbar – und alles wieder gut. Ach, **mein Mannheim!** [Mannheimer Morgen, 18.5.2010, S. 15]

Hält man sich an solche Phrasen, wird man feststellen, dass bei Städtenamen durchweg das Neutrum zu wählen ist. Bemerkenswert ist dabei, dass dies auch für Namen gilt, die ihrer Form nach zusammengesetzt (Komposita) zu sein scheinen, also etwa *Heidelberg, Frankfurt, Hamburg*:

Am zweiten Tag besuchen wir **das barocke Heidelberg** mit seinem auf sechs verschiedene Plätze verteilten Weihnachtsmarkt mit mehr als 140 Buden. Jeder der Plätze in der Altstadt hat seinen eigenen, individuellen Charakter. [Rhein-Zeitung, 17.10.2012]

Und während manche davon den Weg in Anthologien fanden, fand er selber den Weg in die Hippieszene und **das Frankfurt am Main** der APO, war ein junger Beat-Poet, Kommune 1-Mitglied und Gründer des Ladens „Heidi Loves You“. [Süddeutsche Zeitung, 7.1.2011]

Das „Schandweib“ ist ihr erster Roman und ein echter „Pageturner“, der den Leser tief eintauchen lässt in **das Hamburg** um 1700. Und es ist die Geschichte eines historisch verbürgten Fehlurteils. [Hamburger Morgenpost, 18.9.2011]

Der Autor war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.



Bei Städtenamen ist, wie man sieht, eine Regel außer Kraft gesetzt, die bei zusammengesetzten Nomina (Substantiven, Hauptwörtern), die keine Eigennamen sind, sonst ausnahmslos gilt, nämlich, dass das Grundwort das grammatische Geschlecht bestimmt, also etwa *das Abendrot*, *der Kartoffelkäfer*, *die Hausverwaltung*.

Doch, was für Städte als den oberen Verwaltungseinheiten insgesamt gilt, trifft nicht in gleichem Maße für deren Teile und Gemarkungen zu. Diese können, wie man an diesen Beispielen sieht, durchaus auch maskuline (männliche) oder feminine (weibliche) Namen haben:

Der Wedding ist ein Ortsteil im Bezirk Mitte von Berlin.

[<http://de.wikipedia.org/wiki/Berlin-Wedding>, Stand 2011]

Während einige Beamte der Wache Nord eine verirrte Katze auf **der Schönau** zu retten versuchten, verstärkten ihre Kollegen den Löschzug Mitte bei einem Küchenbrand in die Seckenheimer Straße.

[Mannheimer Morgen, 25.2.2011]

Zweifelsfälle sind hier jedoch kaum zu erwarten, da Teilorte oder Gemarkungen, deren Namen keine Neutra sind – von Überschriften und Auflistungen abgesehen – stets mit vorangestelltem Artikel verwendet werden.

Städte, Schiffe, Berge, Burgen

Bei Namen wie *Heidelberg*, *Hamburg*, *Washington* ist man geneigt, sofort an die entsprechenden Städte zu denken, doch die Namen sind keineswegs auf eine Verwendung als Städtenamen festgelegt. Sie können grundsätzlich zur Benennung aller Arten von Objekten verwendet werden. Dabei variiert ihr Genus mit der Art des Objekts, und sie sind – sofern dessen Natur nicht aus dem Kontext zu erschließen ist – entweder mit einer Klassifizierung des jeweiligen Objekts oder mit einem vorangestellten bestimmten Artikel zu verwenden, der dieses Genus anzeigt:

- *General Washington*
- *MS Hamburg*
- *Wohnheim Karlsruhe*
- *die Heidelberg*, wenn es sich um ein Schiff handelt
- *der Heidelberg*, wenn von einem Berg oder – wenig förmlich – von einem Mann dieses Namens die Rede ist.

Ländernamen

Die Namen von Ländern sind zwar hinsichtlich ihres Genus weniger einheitlich als Städtenamen, doch größere Schwierigkeiten sind auch hier nicht zu erwarten. Weitgehend gilt, dass Ländernamen, die – von Schlagzeilen und Auflistungen abgesehen – ohne vorangestellten Artikel auftreten, sächlich, also Neutra sind. Festzustellen ist dies – ganz wie bei Städtenamen – freilich nur anhand der eher seltenen Verwendungen, in denen dann doch ein Artikel vorangeht oder ein Relativsatz angeschlossen wurde:

Joseph von Eichendorff

Die Saale

Doch manchmal in Sommertagen
Durch die schwüle Einsamkeit
Hört man mittags die Turmuhr schlagen,
Wie aus einer fremden Zeit.

Und ein Schiffer zu dieser Stunde
Sah einst eine schöne Frau
Vom Erker schau zum Grunde –
Er ruderte schneller vor Graun.

Sie schüttelt' die dunklen Locken
Aus ihrem Angesicht:
„Was ruderst du so erschrocken?
Behüt dich Gott, dich mein ich nicht!“

Sie zog ein Ringlein vom Finger,
Warf's tief in die Saale hinein:
„Und der mir es wiederbringet,
Der soll mein Liebster sein!“

<http://www.textlog.de/22781.html>

Das Baden-Württemberg aus dem Fernsehen besteht eher aus lieblichen Landschaften und verträumten Flüssen als aus Daimler und Eliteuniversitäten. Es blickt eher zurück als nach vorne. [Süddeutsche Zeitung, 25.11.2008]

Und in Woidkes Reden hätte man sich ein bisschen weniger Luise-Henriette von Oranien und ein bisschen mehr **das Brandenburg** von heute gewünscht. Schließlich soll jede Reise am Ende auch konkrete Ergebnisse für die wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit abwerfen. [Nordkurier, 4.10.2013]

[...] das rohstoffreichste Gebiet Afrikas, war nicht in den Besitz einer Großmacht übergegangen, sondern faktisch an **Belgien, welches** für die europäische Kontinentalpolitik kaum von Bedeutung war. [http://de.wikipedia.org/wiki/Kongokonferenz, Stand 2011]

Wenn diese Feststellung nur weitgehend gilt, so ist dies darauf zurückzuführen, dass manche maskuline Ländernamen, denen traditionell ein Artikel vorangestellt wurde, zunehmend auch artikellos verwendet werden. So fanden sich am 10. 1. 2011 bei Recherchen in den Textkorpora des Instituts für Deutsche Sprache (Mannheim) für die Ländernamen *Jemen, Iran, Irak, Sudan, Kosovo, Kongo, Tschad* neben 369.051 Belegen mit vorangehendem Artikel immerhin 159.799 Belege ohne solchen Artikel. Unter diesen befinden sich zwar – schwer auffindbar – sicher auch manche Schlagzeilen, doch eine Tendenz zum Verzicht auf den Artikel ist unverkennbar.

Ganz anders bei femininen Ländernamen. In einer Zufallsauswahl von 100.000 Belegen zu *Schweiz, Türkei* und *Slowakei* fanden sich über 83.000 Belege mit vorangehendem Artikel und weit über 11.000 Belege, die – da in Schlagzeilen, Aufzählungen und Firmennamen – regulär ohne Artikel zu verwenden waren. Auch in dem verbliebenen Rest dürften die meisten Belege nach einer groben Durchsicht einer dieser Gruppen zuzuordnen sein. Ihn bis ins Letzte zu durchsuchen, hätte jedoch einen Aufwand bedeutet, der nur in stunden- bis tagelanger Handarbeit zu bewältigen wäre, ohne zu wesentlich anderen Erkenntnissen zu führen.

Flussnamen

Da Flussnamen in Texten – außerhalb von Schlagzeilen und Listen – durchweg mit vorangestelltem bestimmtem Artikel verwendet werden, sollte es nicht schwer fallen, mit dem Namen zugleich dessen Genus zu erlernen. Aber oft genug begegnen einem Flussnamen zuerst auf Landkarten oder Schildern und dort üblicherweise ohne Artikel. Nun haben unter den – laut Wikipedia – 810 deutschen Flüssen mit einer Länge von mindestens 10 km weitaus die meisten feminine (weibliche) Namen, aber eben nicht alle. Für Deutschler bleibt als erster Trost nur, dass sich keine sächlichen Namen (Neutra) finden und dass sich für große Teilklassen einfache Regeln zur Bestimmung der Genera formulieren lassen:

1. Flussnamen, die auf *-bach* enden, sind Maskulina (in der Liste immerhin 108 von 810). Sie werden offensichtlich als Zusammensetzungen verstanden und richten sich im Genus nach dem maskulinen Grundwort *Bach*.
2. Flussnamen, die auf *-ach* – jedoch nicht *-bach!* – enden, sind Feminina (in der Liste 58 von 810).

Der Neckar

In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Tal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz und du nahmst uns mit,
Zum stillerhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lustgen Inseln.

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
Zum goldenen Paktol, zu Smyrnas
Ufer, zu Iliens Wald. Auch möcht ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt,
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Ioniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Von Harze träuft und Pauk und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

<http://www.textlog.de/17837.html>

3. Flussnamen, die auf *-e* enden, sind Feminina (in der Liste 199 von 810).
4. Flussnamen, die auf *-a* enden, sind Feminina (in der Liste 53 von 810).
5. Flussnamen, die auf *-er* enden, sind mit wenigen Ausnahmen Feminina (in der Liste 90 von 810 – zwei Ausnahmen: *der Kocher*, *der Tanger*), was insofern bemerkenswert ist, als Nomina, die so enden und keine Eigennamen sind, überwiegend Maskulina sind.
6. Flussnamen, die auf *-z* enden, sind Feminina (in der Liste 54 von 810).

7. Flussnamen, die auf *-au* enden, sind Feminina (in der Liste 33 der 810).
8. Flussnamen, die auf *-itz* enden, sind Feminina (in der Liste 36 von 810).
9. Flussnamen, die auf *-m* enden, sind Feminina (in der Liste 20 von 810).
10. Unter den restlichen Flussnamen der Liste fanden sich mit *Augraben (Nebel)*, *Augraben (Tollense)*, *Inn*, *Lech*, *Main*, *Neckar*, *Regen*, *Rhein*, *Rhin (Havel)* und *Zschampert* gerade mal 10 Maskulina, ein deutlicher Hinweis darauf, dass über die Bildungen mit *-bach* hinaus kaum Maskulina zu erwarten sind.

Man kommt deshalb, soweit von **deutschen** Flüssen die Rede ist, ganz gut zu Recht, wenn man weiß, dass Namen, die mit *-bach* enden, Maskulina sind, fast alle übrigen dagegen Feminina, bis auf einen sehr überschaubaren Rest maskuliner Flussnamen, die man am besten eigens als Ausnahmen memoriert.

Auf die Namen **ausländischer** Flüsse kann diese Faustregel freilich nicht übertragen werden. So werden zwar *Rhone* (französisch *le Rhône*, ein Maskulinum) und *Themse* (englisch *Thames*, ein Neutrum) dank im Deutschen auslautendem *-e* zu Feminina, doch der *Tiber* behält das Geschlecht, das er im Italienischen hat (*il Tevere*), obwohl sein deutscher Name auf *-er* endet. Überhaupt scheinen die Mehrheitsverhältnisse bei den Genera der Namen ausländischer Flüsse ganz anders zu sein als bei Namen deutscher Flüsse. Viele der längsten Flüsse der Welt haben maskuline Namen: *der Amazonas*, *der Nil*, *der Mississippi*, *der Niger*, *der Amur*, *der Don*, *der Sambesi*, *der Ebro*, *der Tejo*, ...

Hier bleibt einem der Blick in eine gute Enzyklopädie nicht erspart.

Bildnachweis

Seite 34: Helena-Marie Becker



